

Christa Pöppelmann

Drei tote Mädchen

Clemens Scheel Verlag

Verlag Clemens Scheel, Berlin 2003
1. Auflage
Copyright bei der Autorin
Umschlaggestaltung: Clemens Scheel
Druck: Pro Business Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN

I.

Inzwischen hatten sie vier Tote am Hals, vier „Unbekannt-Mordsachen“, wie es im offiziellen Jargon hieß: Fälle, bei denen der Täter nicht unter Schock neben der Leiche saß. Normal war ein Unbekannt-Fall pro Mordkommission, dann waren reihum die Kollegen dran. Aber normal war im Moment gar nichts.

Offiziell war die erdrosselte Rentnerin in Buckow auch bereits als unerledigter Fall zu den Akten gewandert. Offiziell hatte der Staatsanwalt die erhängte Fünfzehnjährige im Volkspark Jungfernheide zur Selbstmörderin erklärt. Und der Messerstecher aus dem Prenzlauer Berg hatte noch am Mittag als bekannt gegolten. Offiziell also hatte das Team von Kommissar Heinrich Kesselschmied bis dato nur nach dem Täter zu suchen, der Montagnacht im U-Bahnhof an der Spandauer Zitadelle Karin Mehrmann, 46 Jahre alt, Sachbearbeiterin in einem Autohaus, auf die Gleise gestoßen hatte.

Doch bei Mord lässt sich Erfolglosigkeit nicht per Weisung ins Archiv verbannen. Die tote Rentnerin beschäftigte noch immer die Gedanken der vier Ermittler. Auch an den Selbstmord des Mädchens mochte keiner von ihnen so recht glauben. Genauso wie sie alle schon seit Tagen von der Ahnung gequält worden waren, dass der vermeintliche Messerstecher nur ein geltungsbedürftiger Angeber war. Und zu allem Überfluss waren allein die Begleitumstände von Karin Mehrmanns Tod kompliziert genug, vier Leute zu überfordern.

„Eigentlich gäbe es einen Fall für jeden von uns“, dachte Kriminalkommissar z.A. Mirko Behringer sarkastisch und verteilte in Gedanken: Die Messerstecherei für Sanders, das Mädchen für Kesselschmied, die Tote in der U-Bahn für Jasmin und er selber würde am liebsten herausfinden, wer die arme Oma in ihrer Wohnung erdrosselt hatte – auch wenn sich die ganze Gruppe schon zwei Monate lang daran die Zähne ausgebissen hatte.

Früher hatte eine Mordkommission aus mindestens acht Leuten bestanden. Doch dann verkleinerte die neue Dezernatsleiterin Sybille Wächter die Gruppen. Als Ersatz führte sie mobile Experten ein, die die Teams unterstützen sollten. Leider konnte der Experte für

Jugendkriminalität nicht viel zu der Messerstecherei sagen, weil die fragliche Gegend nicht zu den sozialen Brennpunkten zählte. Auch für erhängte Teenager fühlte er sich nicht zuständig. Bei toten Senioren halfen einem höchstens die Kollegen vom Betrugsdezernat weiter. Die konnten auch viel über zwielichtige Gestalten erzählen, die wehrlose Rentnerinnen abzockten, aber etwas Aufschlussreiches zum Ableben von Mathilde Brüning aus Buckow hatten sie nicht beizusteuern vermocht. Auf Tote in der U-Bahn schließlich waren nur die Seelsorger der Rettungskräfte spezialisiert.

Als wären das nicht Schwierigkeiten genug, untersuchten vier der neun Mordkommissionen des Berliner LKA seit Monaten im Rahmen einer SoKo den Tod eines Kollegen, der undercover im Drogenmilieu ermittelt hatte. Und zwei weitere Teams hatten seit kurzem zu klären, ob ein in Brandenburg gefasster Mädchenmörder auch für das Verschwinden von Berliner Kindern verantwortlich war.

Wie gesagt: Es war im Moment eigentlich nichts normal – außer dass Mirko Behringer sich kurz vor dreiundzwanzig Uhr auf dem Heimweg von der Arbeit befand. Dazu hätte es bei einem vierköpfigen Team eigentlich nur einen einzigen Mord gebraucht.

Er schloss die Wohnungstüre auf und wäre jetzt gerne von appetitlichen Essensdüften empfangen worden. Stattdessen lief der Fernseher. Andi saß im Schlafzimmer auf dem Bett, sah Fußball und rasierte sich die Beine.

„Was treibst du denn da schon wieder?“, erkundigte sich der hungrige Heimkehrer entsetzt. „Wegen mir brauchst du das nicht.“

Sein Freund blickte auf. „Weiß ich“, erklärte er ungerührt und rasierte weiter.

Nachdem Mirko sein Leben nun schon über ein Jahr mit einem Fahrradkurier teilte, war ihm natürlich bekannt, dass die alle rasierten. Angeblich wegen der besseren Aerodynamik. Aber das nahm er weder seinem Schatz, noch dessen Kollegen ab. „In Wahrheit hast du doch nur Angst, dass die Pflaster ziepen, wenn’s dich mal wieder geschmissen hat.“

Andi grinste.

„Anstatt vorher aufzupassen“, setzte Mirko also hinzu. „Verschorfete Beine finde ich definitiv unerotisch.“ Er warf sich aufs Bett und bekam einen flüchtigen, stacheligen Kuss. „Klasse“, meckerte er.

„Dreitagebart, aber rasierte Beine. Machst du bitte im Gesicht weiter?“

„Mal sehen“, erwiderte sein Liebster wage.

Mirko beschloss auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen zu kommen. „Hast du was zu Essen gemacht?“

Er bekam die Auskunft: „Darum darfst du dich heute mal kümmern.“ Angesichts seiner Arbeitsbelastung fand er das ziemlich unfair. Andererseits konnte er sich nicht erinnern, wann seine beruflichen Anforderungen das letzte Mal anders ausgesehen hatten. Stöhnend rappelte er sich vom Bett hoch und holte die Karte des Pizza-Service von der Pinnwand.

„Was willst du?“

„Eine Peperoni“, erwiderte Andi, ohne den Blick vom Fernseher zu lassen.

Mirko machte das Handy vom Gürtel los und bestellte. Eine Peperoni und eine Spinaci – wie immer. Ohne Ei, aber dafür mit viel Gorgonzola. Und natürlich groß. Plus Salat. Auch groß.

„Wir haben auch ein richtiges Telefon“, meckerte sein Schatz. „Das ist ein bisschen billiger.“

„Zu weit weg“, informierte ihn Mirko freundlich und warf auch einen Blick auf die Glotze. „Sag mal, willst du das wirklich sehen?“, erkundigte er sich nach zwanzig Sekunden müden Ballgeschiebes.

„Ach, halt die Klappe!“, gab Andi unwirsch zurück.

„Sieht nicht gerade hochklassig aus“, insistierte Mirko.

„Das ist Champions-League“, wurde er aufgeklärt. Was kein Argument war! Er konnte einem spannenden Fußballspiel ab und zu durchaus etwas abgewinnen. Aber gerade die Champions-League bot meist weniger als der Name versprach.

Andi riss nun doch seine Aufmerksamkeit von Rasur und Glotze los. „Kann es sein, dass deine Arbeit momentan etwas frustig ist?“, erkundigte er sich mit einem süffisanten Unterton, als könne man nur im Zustand beruflicher Unzufriedenheit Einwände gegen die pomadige Spielweise zweier europäischer Spitzenteams haben.

„Unsere letzte Tote hatte Dreitage-Achselhaar“, lenkte Mirko mit Blick auf das stachelige Kinn neben sich ab.

Andi schenkte ihm nun doch seine volle Aufmerksamkeit: „Was?“, fragte er verdutzt.

„Dreitage-Achselhaar. Lauter kleine, schwarze Borsten unter den Armen. Rasiert, aber nicht oft genug.“

„Die Fünfzehnjährige?“

„Nee, die Frau aus der U-Bahn.“

„Ich dachte, die hat's zerrissen?“

„Untenrum“, erklärte Mirko. „Der Oberkörper ist halbwegs heil geblieben.“

„Na, toll“, kommentierte sein Freund. „Und ihr habt noch keine Spur? Eigentlich könnte ja euer Superbulle mal was bringen.“

Das fand Mirko auch. Der angebliche Superbulle hieß Leonid Sanders und war Kesselschmieds Gruppe vor fünf Monaten von der Dezernatsleiterin angedreht worden. Laut Sybille Wächter einer der besten und härtesten Beamten der Berliner Kripo. Ein unausstehlicher Eigenbrötler, der vor allem durch permanent schlechte Laune und böse Bemerkungen auf sich aufmerksam machte, fand Mirko.

„Bei Verhören wirkt er ja ganz einschüchternd“, berichtete er seinem Freund. „So einschüchternd, dass sich die Leute wie ertappte Mörder aufführen, bloß weil sie mal falsch geparkt haben.“ Kesselschmied, sein Chef, befürchtete zudem, dass Sanders von der Dezernatsleiterin Weisung hatte, für mehr Härte bei den Ermittlungen zu sorgen und regelmäßig über alle Pannen Bericht zu erstatten. Sybille Wächter hielt Kesselschmied für ein debiles Weichei, das in Rente gehörte. Kesselschmied hielt seine Vorgesetzte für eine skrupellose Karrierefrau, die jeglichen gesunden Menschenverstand opferte, wenn es um persönliche Konflikte ging. Die ganze Geschichte passte wunderbar zu all den Problemen, die das Morddezernat zurzeit hatte. Mirko wollte heute Abend nicht mehr darüber nachdenken. Er sah wieder zum Bildschirm.

„Sag mal, besonders aufregend ist dieser Kick doch wirklich nicht?“, beharrte er.

Andi stöhnte. „Es ist gleich vorbei. Ja?“

Mirko beschloss also, seinem Schatz großmütig noch ein paar Minuten ungestörtes Ballgeschiebe zu gönnen.

Doch der grinste plötzlich provokant. „Anschließend gibt's 'ne Do-ku-Seife“, erklärte er. „Die peinlichsten Polizei-Einsätze oder so ähnlich.“

„Nur über meine Leiche“, drohte Mirko.

„Ich dachte, es baut dich vielleicht auf, dass andere noch weniger gebacken kriegen“, behauptete Andi scheinheilig.

II.

Kriminalkommissarin Jasmin Kunkel saß seit über einer halben Stunde auf einer massiven, steinernen Bank auf dem Bahnsteig der U-Bahn-Station „Zitadelle“ und dachte nach. Neben ihr lockte ein stattlicher Aschenbecher – obwohl im gesamten Berliner Untergrund das Rauchen verboten war. Ein Widerspruch, wie er typisch für diese Stadt war, fand sie. Wenn es eine Möglichkeit gab, den Leuten klar zu machen, dass öffentliche Verbote für den Arsch waren, dann wurde diese Chance todsicher genutzt. Sie selber widerstand tapfer. Schließlich war sie Staatsdienerin. Aber es kam sie hart an und machte ihre Überlegungen bestimmt nicht produktiver.

Auf den Gleisen vor ihr war vor drei Tagen Karin Mehrmann gestorben. Inzwischen waren natürlich alle Spuren beseitigt. Überhaupt sah es hier unten unglaublich schmuck und sauber aus. Während Berliner U-Bahn-Höfe sonst den Charme öffentlicher Bedürfnisanstalten versprühten – voll verkachelt, dreckig und stinkend –, präsentierte sich die Station „Zitadelle“ in nahezu graffitifreien, roten Backstein. Auch die üblichen Benutzungsspuren wie Kaugummi, Kippen oder eingetrocknete Lachen dubioser Herkunft suchte man vergebens. Obwohl Jasmin nicht alleine hier unten war, hatte sie das Gefühl auf einem Geisterbahnhof zu sitzen.

Einmal mehr versuchte sie, die örtlichen Verhältnisse mit den Zeugenaussagen überein zu bekommen. Montagnacht hatte sich der 23:19-Zug von Rudow nach Spandau mit zwei Minuten Verspätung der Station genähert. Noch im Tunnel sah die Fahrerin mit Entsetzen wie im hell erleuchteten Bahnhof ein Körper mit voller Wucht rückwärts auf die Gleise flog. Sie bremste sofort, aber es war zu spät. Nach dem Zusammenprall sei sie bestimmt eine Minute wie betäubt sitzen geblieben, gab die Frau hinterher zu Protokoll. Dann informierte sie ihre Fahrgäste, dass kein Grund zur Besorgnis bestehe, hielt aber die Türen verschlossen und verließ selber den Führerstand. Der Bahnsteig war leer bis auf einen Mann, der wie erstarrt vor dem einzigen Zugang stand. Dieser Mann war Rainer Schneider.

Schneider behauptete im Verhör, er habe sich noch auf der Treppe befunden, als er vom Bahnsteig her eine empörte Frauenstimme

hörte: „Mich macht keiner an! Verstehst du das?“ Gleich darauf habe er einen schrillen Schrei und das Quietschen der Bremsen vernommen.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Berliner U-Bahnhöfen verliefen die Gleise auf dieser Station in der Mitte. Sie wurden durch ein rotes Backsteinmüerchen mit abgerundeter Kuppe und massive quadratische Säulen getrennt. Die Mauer erlaubte Sichtkontakt von einer Seite zur anderen, war aber nur mit etwas Mühe zu überwinden. Zu jedem Bahnsteig gab es einen Zugang. Treppe und Rolltreppe verliefen parallel zu den Gleisen. Wer hier herunterkam, musste am Fuß der Stufen scharf um die Ecke biegen.

Rainer Schneider sagte, genau dort sei ihm ein Kind begegnet, ein blondes Mädchen, das voller Panik die Treppe hinauf stürmte. Als er selber den Bahnsteig erreicht habe, wäre dieser absolut leer gewesen und die U-Bahn gerade zum Halten gekommen.

Entweder musste sich der Mörder in Luft aufgelöst haben oder Schneider log. Wenn er log, dann war er dumm. Er hätte leicht eine Geschichte erzählen können, die einem unbekanntem Dritten eine Möglichkeit zur Flucht ließ. Er hätte nur behaupten müssen, er habe gerade eben noch eine dunkle Gestalt über die Mauer zwischen den Gleisen klettern sehen. Stattdessen hockte Schneider benommen auf seinem Verhörstuhl und suchte – ebenso bemüht, wie vergeblich – nach einer Erklärung für das rätselhafte Verschwinden des Täters. Er beantwortete bereitwillig jede Frage und verwickelte sich in keinen einzigen Widerspruch. Erst als Sanders ihn anblaffte „Hören Sie auf uns zu verarschen, Mann! Geben Sie doch endlich zu, dass Sie es selber waren“ wurde er – verständlicherweise – wütend. Seine persönlichen Verhältnisse schienen solide, eine Beziehung zum Opfer war nicht nachzuweisen.

Leider gab es auf diesem Bahnhof noch keine Videoüberwachung. Auch auf dem Bahnsteig gegenüber hatten sich keine Zeugen befunden, da der Zug von Spandau in die Innenstadt die Station knapp eine Minute vor dem Unglück verlassen hatte. Vor ein paar Stunden hatte sich jedoch ein Mann gemeldet, der in dieser U-Bahn gesessen hatte und sich erinnerte, sowohl Karin Mehrmann wie das blonde Mädchen gesehen zu haben. Sonst niemanden.

Scheinbar hatte Schneider die Wahrheit gesagt. Aber wer war dann der Täter und wohin konnte er verschwunden sein? Jasmin saß mit dem Auftrag ihres Chefs hier, eine Erklärung zu finden.

Sie erhob sich von ihrer Bank und bezog dort Position, wo Schneider nach eigenen Angaben und denen der U-Bahn-Fahrerin wie angewurzelt gestanden hatte. Direkt vor dem Zugang, nur einige Meter rechts von der Unglücksstelle. Auf dem ganzen langen – und ungewöhnlich schmalen – Bahnsteig gab es nichts, was ihren Blick hemmte. Keine Säulen, keinen Kiosk, keine Plakattafeln. Es gab auch keinen anderen Ausgang als den offiziellen. Nur schwere Eisentüren, die in der Wand eingelassen und mit schrägen schwarz-weißen Streifen auf mittelalterlich getüncht waren. Sie führten zu Schalträumen oder ähnlichem, aber waren selbstverständlich verschlossen. Auch in der Mordnacht. Das war bereits überprüft.

Eigentlich blieb nur der Tunnel. Links versperrte die Unglücks-U-Bahn den Fluchtweg. Das rechte Ende des Bahnsteigs jedoch lag ziemlich weit vom Tatort entfernt. Glaubte man Schneiders Angaben, dann reichte die Zeit zwischen dem Schrei des Opfers und seinem eigenem Auftauchen auf dem Bahnsteig nie und nimmer, um dorthin zu sprinten, auf die Gleise zu springen und im Dunkel zu verschwinden. Aber konnte Schneider den flüchtenden Täter übersehen haben, weil er erst mal wie benommen auf die Unglücksstelle starrte? Hätte nicht wenigstens die Fahrerin etwas bemerken müssen, egal, wie groß ihr Schock war?

Jedenfalls musste der Täter die heranrauschende U-Bahn gehört haben. War da nicht der erste Impuls, schnell aus dem Blickfeld zu kommen, anstatt einen langen, leeren Bahnsteig entlang zu rennen? Leer bis auf die Bänke. Zwischen Eingang und Tunnel standen drei dieser mächtigen Steindinger an der Wand.

Jasmin winkte einem Jugendlichen, der gelangweilt auf den nächsten Zug wartete.

„Helfen Sie mir mal!“

„Häh?“, machte er.

„Stellen Sie sich hier hin“, wies sie ihn an und deutete auf den Punkt, an dem Schneider gestanden hatte. „Und dann sagen Sie mir, ob Sie mich noch sehen, wenn ich mich hinter der Bank verkrümmel.“

„Wat soll'n dit wern, wenn's fertich is?“, meckerte er verduzt.

„Hier ist letzten Montag eine Frau gestorben.“

„Sind Se vonne Polente, oder wat?“

„So ist es“, bestätigte sie ungerührt. „Alles klar?“

Er nickte verwirrt, aber gehorchte.

Ergebnis positiv. Er sah sie nicht, und sie war immerhin 1,75 groß.

Aber hatte der Täter dann später unbemerkt von Schneider und der Fahrerin Richtung Tunnel schleichen können? Ziemlich unwahrscheinlich. Jasmin beschloss die Szene nachzustellen. Mit den Beteiligten und vor allem mit einer U-Bahn.

Nicht gerade befriedigt verließ sie den Untergrund und genehmigte sich endlich die lang ersehnte Zigarette. Dichter Verkehr rauschte an ihr vorbei. Die U-Bahn-Station war zwar nach der Spandauer Zitadelle benannt, lag aber noch mitten im Industriegebiet des Stadtteils Haselhorst. Jasmin stand an einer mehrspurigen Verkehrsader namens Nonnendamm, welche die Berliner Stadtautobahn mit Spandau verband. Entlang dieser Trasse reihte sich ein Autohaus nach dem anderen, dazwischen Tankstellen mit erstaunlich günstigen Preisen und Laternenmasten voller Wahlplakate der rechten Parteien.

Was hatte der Täter hier am späten Abend gewollt? Und das blonde Mädchen? McDonalds lag zwar gegenüber, aber sonst nichts, was für Teenager von Interesse sein konnte. In den wenigen Wohnvierteln, die es in der Nähe gab, hatten Jasmin und ihre Kollegen die verschwundene Zeugin bislang nicht auftreiben können.

Die Tote hatte Überstunden im Büro gemacht. Ihr Chef hatte darauf bestanden, dass eine Abrechnung fertig werden musste. Auch wenn seine Angestellte bis elf Uhr nachts daran gesessen hatte. Auch wenn sie dann auf einem einsamen Bahnsteig auf die U-Bahn hatte warten müssen.

Schneider war ebenfalls von der Spätschicht gekommen. Wie der Mörder? Jasmin hatte den dummen Verdacht, dass sie und ihre Kollegen demnächst die umliegenden Firmen abklappern durften, wenn es ihnen nicht bald gelang, das blonde Mädchen zu finden.

Sie holte ihr Handy aus der Tasche und wählte die Nummer der Berliner Verkehrsbetriebe. Wahrscheinlich gab es zumindest Ratten in den Tunneln, wenn nicht Schlimmeres. Man kam wirklich rum bei der Polizei.

Mirko Behringer hatte den Vormittag damit verbracht, im Privatleben der U-Bahn-Toten herumzustochern und gönnte sich vor der zweiten Runde einen Besuch in der Kantine. Er hatte schon eine große Schüssel Salat auf dem Tablett und stand unschlüssig vor der Warmessenausgabe – in Zweifeln, ob er die Krautwickel, das undefinierbare Fleischragout oder die verkochten Nudeln unerfreulicher fand.

„Nu machen’s ma hinne!“, schnauzte ihn die Küchenhilfe an.

„Tja, ich glaube...“, setzte er zögernd an. „Mein Magen ist heute nicht ganz in Ordnung. Sagen Sie, was ist denn am bekömmlichsten?“

Trotz oder gerade wegen seines höflichen Tonfalls war die Frau pikiert. „Also wirklich...“, regte sie sich auf. Mirko beschloss, einen Salattag zu machen, und legte an der Kasse noch zwei Tafeln Nugat-Schokolade auf sein Tablett, um auch wirklich satt zu werden.

Nachdem er gezahlt hatte, blickte er sich um. Offensichtlich war er der einzige vom ganzen Morddezernat, der es wagte, ordentlich zu Mittag zu essen. Während er noch suchte, lächelte ihn eine einsame Blondine aufmunternd an. Abteilung Sexualdelikte, das war alles, was er wusste. Er steuerte auf ihren Tisch zu und fragte, ob er sich setzen durfte, obwohl ihr Blick, diese Frage eigentlich überflüssig machte.

„Herr Behringer, welche Ehre“, schnatterte sie los. „Und so ganz alleine heute?“ Sie hatte die Krautwickel vor sich stehen.

„Wollen Sie das wirklich essen?“, erkundigte er sich mit erneutem Schaudern.

Sie brach in trällerndes Gelächter aus. „Ah, der verwöhnte Jungeselle ist wohl Besseres gewohnt?“, versuchte sie, ihn aufzuziehen.

Mirko beließ es bei der Auskunft „Ich kann kochen“. Er musste ihr ja nicht auf die Nase binden, dass er sich normalerweise bekochen ließ – und von wem.

„Ach, wirklich? Das würde ich ja gern mal testen“, schäkerte sie unverdrossen weiter.

„Sagen Sie, Frau...“, unterbrach Mirko nun doch. „Ich hätte da eine Frage: Sie, als Expertin für Männergewalt... Wenn eine Frau schreit ‚Mich macht keiner an! Verstehst du das?‘, kennt sie dann den Täter oder nicht? Was schätzen Sie?“

Blondie reagierte ziemlich verwirrt: „Was? Aber... Keine Ahnung! Wenn sie ihn duzt, wird sie ihn schon kennen.“

„Siezen Frauen Typen, die sie anmachen?“, vergewisserte sich Mirko.

„Nee, weiß ich...“, erwiderte sie. „Klingt nach einer ziemlich resoluten Frau.“

„Mich interessiert nicht die Frau“, stellte Mirko klar. „Ich will wissen, wer der Mann ist. Bekannter, Unbekannter, eher kleines Würstchen oder angsteinflößend, Oberschicht, Unterschicht. Sie haben doch dauernd mit Frauen zu tun, die belästigt worden sind.“

„Also, Sie haben Vorstellungen“, stöhnte sein Gegenüber nur.

Da von dieser Seite keine brauchbaren Informationen zu bekommen waren, verließ Mirko die Kantine, sobald er seinen Salat fertig hatte, und verlegte den Schokoladengang ins Büro. Er überflog die Tagespresse und stellte fest, dass die Zeitungen relativ wenig Interesse an der U-Bahn-Toten hatten. Dafür hatte ein Boulevard-Blatt die Eltern der erhängten Andrea Zeisig aufgetrieben. Die glaubten auch nicht an einen Selbstmord ihrer Tochter und das Blatt hatte sich prompt zu ihrem Anwalt aufgeschwungen. „Ob nicht doch wieder ein Sex-Mörder umgeht? Die Polizei tappt im Dunkeln“ schloss ein hochdramatischer Artikel, der bestimmt alle Eltern im Berliner Norden dazu brachte, ihre Töchter nicht mehr vor die Türe zu lassen.

Mirko suchte die Telefonnummer der Chefredaktion heraus. Währenddessen kam Kollege Sanders ins Büro und warf einen abschätzigen Blick auf Zeitung und Schokolade. Leonid Sanders, genannt Breschnew, war eigentlich Experte für Rauschgift. Doch im letzten November hatte er bei einer Razzia einen Dealer erschossen. Das hatten seine Kollegen zum Anlass genommen, ihn loszuwerden – obwohl alle Untersuchungen bestätigten, dass Breschnew korrekt gehandelt hatte. Seitdem wartete Mirko darauf, dass Sanders einen Mörder erschoss, damit auch sie ihn wieder abschieben konnten.

Während der ungeliebte Kollege sich wortlos einen Kaffee ein-schenkt, wählte Mirko die Nummer des Revolverblattes. „Schönen guten Tag, Behringer, Mordkommission“, begrüßte er die Sekretä-rin. „Geben Sie mir doch bitte mal Ihren Chefredakteur.“ Sanders schaute misstrauisch herüber. Aber Sanders schaute nie anders. Also ließ Mirko sich nicht stören. „Behringer, Mordkommission“, stellte er sich auch dem Chef vor. „Hören Sie, wie wär’s mit einer kleinen Richtigstellung? Bestimmt ist Ihnen inzwischen wieder ein-

gefallen, dass Andrea Z. in keinster Weise sexuell missbraucht wurde.“

„Junger Mann, machen Sie Ihre Arbeit und ich mach meine“, ließ ihn der Journalist ölig wissen. Vermutlich hatte er an der Stimme erkannt, dass Mirko nicht alt genug war, um wirklich etwas zu sagen zu haben.

„Tja, wenn sie nicht wollen, dann gehen wir halt über unseren Juristen“, hielt der tapfer dagegen. Doch der Redakteur ließ ihn nur noch herablassender wissen, Richtigstellungen dürften nur von Betroffenen verlangt werden.

„Sind wir“, erklärte Mirko triumphierend. „Sie haben geschrieben: ‚Die Polizei tappt im Dunkeln. ` Tun wir aber nicht, weil wir keinen Sexmörder suchen, weil es nämlich gar keinen Sexmord gegeben hat.‘ Leider fiel ihm plötzlich ein, dass er nach außen die Version „Selbstmord“ vertreten musste. Hoffentlich fing der Typ nicht an, prekäre Fragen zu stellen! Doch sein Gesprächspartner empfahl ihm nur den Besuch eines presserechtlichen Seminars. Mirko drohte seinerseits noch einmal mit dem exzellenten Hausjuristen und legte dann schnell auf.

„Es ist doch echt zum Reiern“, schimpfte er. „Wenn’s einen Sexmord gibt, dann machen Sie einem die Hölle heiß, wie man so eine Bestie frei rumlaufen lassen kann, und wenn’s keinen gibt, dann ist ihnen das auch nicht recht.“

„Mäßigen Sie Ihre Ausdrucksweise, Behringer“, wies ihn Breschnew kalt zurecht. „Außerdem sind meines Wissens nicht die Assistenten für die Pressekontakte zuständig und für juristische Schritte schon gar nicht.“

„Erstens gibt es keine Kriminalassistenten mehr“, erinnerte ihn Mirko freundlich, „und zweitens kenne ich Kesselschmied. Ich weiß...“

Breschnew ließ ihn gar nicht ausreden. „Schön für Sie, aber das tut nichts zur Sache!“

„Ach, leck mich doch...“, schimpfte Mirko.

„Ganz bestimmt nicht“, gab sein Kollege zurück. „Und in Ihrem speziellen Fall schon gar nicht.“

Mirko verstand nur zu gut, was damit gemeint war. Aber nach kurzem Zögern beschloss er, nicht zu reagieren. Für eine passende Antwort war er wieder mal zu platt. Denn normalerweise verriet er

nur anständigen Menschen, dass er schwul war. Leider hatte Jasmin sich Sanders gegenüber mal verplappert.

Heinrich Kesselschmied, Erster Polizeikommissar im Berliner LKA und Leiter der kleinsten aller Mordkommissionen, merkte sofort, dass sich seine Mitarbeiter mal wieder in der Wolle gehabt hatten, als er das Büro betrat. Das war normal. Unerfreulich, aber normal. Er ignorierte die beiden und griff zur Zeitung. Die schrie ihm die fette Frage entgegen: „War es doch Sexmord?“

Kesselschmied hätte gerne gewusst, ob es noch Journalisten gab, die sich andere Gründe für den Tod eines jungen Mädchens vorstellen konnten. Zugegeben, es waren in letzter Zeit einige extrem scheußliche Dinge passiert. Aber diesmal hatten alle Beteiligten der Pressekonferenz betont, dass ein Sexualverbrechen mit absoluter Sicherheit ausgeschlossen werden konnte. Natürlich hatte niemand ausdrücklich gesagt, dass das ermordete Mädchen noch gar keinen Geschlechtsverkehr gehabt hatte. Aber einen Rest an Intimsphäre mussten doch selbst die Boulevard-Geier dem Opfer eines Verbrechens zugestehen, fand Kesselschmied. Er jedenfalls hatte keine Lust, von solchen Blättern zitiert zu werden, wie er sich über die Jungfernhäute kleiner Mädchen ausließ.

Im Grunde ging ihm die Anklage der Eltern viel mehr an die Nieren. Andrea Zeisig war auf einem Spielplatz im Volkspark Jungfernhöhe gefunden worden. Kein öffentlicher Spielplatz, sondern ein abgezauntes Gelände, auf dem Kinder unter Aufsicht von Betreuern Hütten bauen konnten. Es gab auch ein Baumhaus mit einer Art Terrasse. Von dort war Andrea in den Tod gesprungen – oder gestoßen worden. Das Seil, das sich mit professionellem Henkersknoten um ihren Hals befunden hatte, hatte zuvor als Kletterhilfe an einem anderen Baum gehangen. An einem, der nur mühsam zu bezwingen war. Nie und nimmer wäre Andrea dort hinaufgekommen, behauptete ihre Turnlehrerin. Und noch weniger wäre es ihrem ehemaligen Schützling gelungen, in luftiger Höhe das Kletterseil mit einem nicht allzu scharfen Messer mühsam abzusäbeln – einem Messer, das die Spurensicherung trotz intensivster Suche nicht gefunden hatte.

Zudem stimmten alle – Eltern, Lehrer, Freundinnen – überein, dass die Tote ein ängstliches Mädchen gewesen sei, dass unter keinen Umständen alleine nachts in den Park gegangen wäre. Kesselschmied konnte das nachvollziehen. Was sich in Berlin so harmlos Volkspark nannte, wäre anderswo gut und gerne als Stadtwald durchgegangen. Er hätte keiner Frau geraten, dort nachts spazieren zu gehen. „Das ist ja wohl irrelevant, wenn sie sich sowieso umbringen will“, war jedoch Sybille Wächters Meinung. „Wer den Schwierigkeiten des Lebens entfliehen will, möchte vorher nicht unbedingt vergewaltigt werden“, hatte Kesselschmied geantwortet. Seine Chefin konterte mit statistischem Material, nach dem ein nächtlicher Aufenthalt im Volkspark sicherer war als der im eigenen Schlafzimmer. Kesselschmied fand die Beweisführung mehr als unsachgemäß und gab zu Bedenken, dass ein fünfzehnjähriges Mädchen bestimmt nicht die Kriminalstatistiken von Berlin auswendig kannte. Doch auf der Terrasse des Baumhauses waren nur Andreas eigene Fußspuren gefunden worden. Also eindeutig Selbstmord, hatte seine Vorgesetzte gefolgert und damit auch den Staatsanwalt überzeugt.

Jasmins Eintreten riss den Kommissar aus seinen Grübeleien.

„Weiß jemand, ob es in den U-Bahn-Tunneln nur Ratten gibt oder auch entlaufene Alligatoren?“, fragte sie und schnippte eine Zigarettenspitze in den Papierkorb.

„Ratten“, erklärte Mirko. „Das mit den Alligatoren ist die Kanalisation.“

„Dann bin ich ja beruhigt“, bemerkte sie trocken und griff nach seiner Schokolade. „Ich hab nämlich heute nach Betriebschluss Termin. Ich freu mich schon riesig.“

„Kann er wirklich nicht anders geflohen sein?“, erkundigte sich Kesselschmied skeptisch.

„Nicht, wenn er größer als eine Ratte war“, erklärte seine liebste Mitarbeiterin entschieden. „Aber selbst da hätte ich Zweifel.“

„Wenn er durch den Tunnel geflohen ist, dann müsste er Rathaus Spandau herausgekommen sein“, überlegte Kesselschmied. „Dort dürfte auch um halb zwölf noch Betrieb sein. Da hätte ihn jemand sehen können.“ Es war lange her, seit er selber in Spandau gelebt hatte, lange vor dem Anschluss der U-Bahn.

„Man müsste den Fahrer des nächsten Zugs Richtung Stadt auf-treiben“, warf Leonid Sanders ein.

„Selbstverständlich“, gab Jasmin kalt zurück.

Sie und Sanders mochten sich auch nicht, aber ihre Auseinander-setzungen eskalierten nicht so wie die zwischen Mirko und dem neuen Kollegen. Wahrscheinlich, weil Jasmin es besser verstand, sich Respekt zu verschaffen.

„Wie lange braucht man denn durch den Tunnel?“, erkundigte sich Mirko. „Vielleicht waren die Fahrgäste an der nächsten Station schon über das Unglück informiert und haben die S-Bahn oder einen Bus genommen. Oder er hat sich irgendwo da unten versteckt. Oder einen Notausstieg genommen.“

„Wird alles heute Abend abgecheckt“, versicherte seine Kollegin. „Ich will auch die Fahrerinnen und Schneider auftreiben, um das Ganze noch mal nachzustellen.“

„Kümmern Sie sich erstmal um den Fahrer des Gegenzugs“, warf Sanders ein. Dieses Nachhaken war fast ein Reflex bei ihm, fand Kesselschmied. Manchmal waren die Vorschläge in Ordnung, oft aber überflüssig, kleinlich oder selbstverständlich. Sanders schien dieses Gefühl der Überlegenheit zu brauchen. Jasmin erwiderte nichts darauf. Sie würde tun, was nötig war. Kesselschmied hatte da volles Vertrauen zu ihr.

„Mirko, was ist mit dem Umfeld der Toten?“, erkundigte er sich.

Sein jüngster Mitarbeiter grinste: „Muss ein echter Besen gewesen sein. Ich habe bisher niemanden getroffen, der sie gemocht hat. Von irgendwelcher Anmache ganz zu schweigen.“

„Keinen Freund, Sexualpartner, heimlichen oder unheimlichen Verehrer?“, hakte Kesselschmied nach.

Mirko schüttelte den Kopf. „Nichts.“

„War sie noch Jungfrau?“, wollte Sanders mit äußerst sarkastischem Unterton wissen.

„Das ließ sich anhand des Zustandes der Leiche nicht mehr fest-stellen“, entgegnete Kesselschmied umso sachlicher.

„Immerhin hat sie die Achselhaare rasiert“, warf Mirko ein.

Jasmin sah die drei Männer strafend an: „Ihr werdet langsam geschmacklos. Aber das bringt uns nicht weiter.“

„Die meisten Morde geschehen unter Bekannten“, protestierte Mirko. „Also...“

„Dann kriegen Sie es raus“, forderte Kesselschmied auf.

Sein Untergebener versprach, sich zu bemühen.

Natürlich musste die Spur geprüft werden, aber im Grunde setzte Kesselschmied wenig Hoffnung darauf. Welcher Bekannte hätte wissen können, dass Karin Mehrmann gerade an diesem Abend von ihrem Chef zur Spätschicht genötigt werden würde?

„Und was haben Sie, Sanders?“

„Ich sondiere“, erklärte der knapp. „Noch keine Spuren, noch keine Vernehmungen.“

Kesselschmied akzeptierte das mit einem Nicken. Er hatte Sanders auf die Messerstecherei angesetzt, nachdem gestern Nachmittag klar geworden war, dass der Schüler, der die Sache zunächst gestanden hatte, zur Tatzeit unzweifelhaft im Publikum einer Fernseh-Sport-Sendung gesessen hatte. Kesselschmied wollte gar keine Details von seinem Mitarbeiter. Sollte Sanders ruhig machen. Bei hartgesottene Halbstarke konnte er nicht viel Schaden anrichten. Auf Angehörige unter Schock ließ ihn sein Vorgesetzter dagegen nicht los, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ.

Eigentlich kein Tag zum Arbeiten, fand Hauptkommissar Leonid Sanders. Genau das richtige Wetter, um mit dem Hund die Havel langzulaufen. Von Charlottenburg bis runter an den Wannensee. Aber erstens war Blaumachen nicht sein Stil und zweitens war der Hund tot. Stattdessen stattete Sanders einer Kneipe im Prenzlauer Berg einen nachmittäglichen Besuch ab. Dort hatte sich die Clique des Erstochenen öfters getroffen. Eher Molle-mit-Korn-Flair als Jugend-Ambiente. Aber schließlich war der Prenzlberg schon längst in der Hand zugezogener Snobs, die gerne alternativ, intellektuell und revolutionär taten, aber vor allem zuviel Zeit und Geld hatten. Da wurden die Zufluchtsorte für eher einfach gestrickte Jungs ohne Perspektive á la Jan Kowasch knapp.

In der Kneipe hing eine einzige Gestalt beim Bier herum und der Wirt polierte eifrig Gläser, die es nicht nötig hatten.

„Bei Ihnen ist schon genug vorgekommen“, warnte Sanders. „Ich weiß alles und ich kriege die Kollegen ganz leicht dazu, ihnen den Laden auseinander zunehmen.“

Der Wirt polierte weiter, ohne ihn anzuschauen.

„Ich will die Namen von allen, die hier ein Messer haben“, führte Sanders aus, „und die Info, wo es besonders locker sitzt. Ich krieg das sowieso raus. Aber es wäre besser für Ihren Laden, wenn ich es von Ihnen erfahre.“

Der Geschäftsinhaber blieb dabei, auf taub zu machen. Er schob sein gewienertes Glas zur Seite und griff sich das nächste, das bereits genauso blinkte.

Blitzschnell langte Sanders über die Theke und knallte das Glas samt Tuch und Hand auf den Tresen. Während noch die Splitter flogen und der Mann versuchte, seiner Überraschung Herr zu werden, holte Sanders drei Markstücke aus der Tasche seiner Jeans und warf sie neben die Scherben.

„Also?“, fragte er. Es gab keinen größeren Fehler, als lange zu drohen.

Mirko Behringer war unterdessen wieder in der tristen Spandauer Nachkriegssiedlung unterwegs, in der Karin Mehrmann gewohnt hatte. Ihn beschäftigte immer noch der Satz, den Rainer Schneider aufgeschnappt hatte.

„Sagen Sie“, erkundigte er sich bei einer etwa 60jährigen Frau mit geblümter Kochschürze, „wenn Frau Mehrmann geschrien hat: ‚Mich macht keiner an! Verstehst du das? ‘, meinen Sie, dass sie den Täter gekannt hat oder eher nicht?“

„Das soll die gesagt haben?“, wunderte sich die ehemalige Nachbarin der Toten und rang die Hände in der feuchten Schürze. Offensichtlich hatte Mirko sie vom Spültisch weggeholt.

„Es gibt Zeugen“, versicherte er.

Die Frau lachte nervös auf. „Nein, also wirklich! Die doch nicht... Also, ich glaub nicht, dass die so was in den Mund genommen hätte. ‚Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe‘, vielleicht. Oder: ‚Nehmen Sie bitte Ihre Hände weg‘.“

„Und wenn sie den Täter doch näher gekannt hat?“, insistierte Mirko.

Die Frau lachte wieder. „Aber ich bitte Sie, junger Mann! Glauben Sie wirklich, die hat noch einen abgekriegt?“

„Aber wir hatten den Eindruck, dass sie sich durchaus zurecht gemacht hat.“

„Ja, ja die Hoffnung“, spottete seine Gesprächspartnerin launig,
„die stirbt immer zuletzt, nicht wahr?“

Kesselschmied saß beim Leiter einer Haselhorster Schule und bekam vorgeführt, wie umständlich sich Kaffee zubereiten ließ. Nachdem sein Gastgeber heißes Wasser in die Filtertüte gegossen hatte, zerrte und zupfte er ungefähr eine Minute lang daran herum, emsig bemüht, die Flüssigkeit schneller durchlaufen zu lassen. Dann fiel ihm plötzlich ein, dass sein Gast noch keine Tasse hatte. Er nahm eine aus dem Schrank und spülte sie sorgfältig nach. Bis das gute Teil poliert war, war der Filter längst leer. Also wurde hektisch nachgegossen und die Zupferei wieder aufgenommen – bis dem Pädagogen der Zucker einfiel. Er sprang zum Schrank, nahm eine Packung Würfelzucker heraus und füllte damit eine Dose, nicht ohne sie vorher ebenfalls gespült und poliert zu haben. Während dieser Prozedur ergoss er einen, durch keinerlei Pausen aufgelockerten Wortschwall über seinen Gast.

„Ich würde Ihnen ja wirklich gerne weiterhelfen, wenn das Bild nur etwas besser wäre – Nehmen Sie Milch? – Blonde Mädchen mit Pagenschnitt haben wir natürlich eine ganze Menge auf der Schule, aber eigentlich keine, die so wie auf dem Bild... – Kondensmilch oder H-Milch? – aber sie sagten ja, die Abbildung wäre nicht besonders gut, ich kann mir auch kaum vorstellen, dass sich unsere Mädchen nachts im Industriegebiet herumtreiben... – Wo hatte ich noch gleich den Löffel hingelegt? – Sie sagten ja, sie wäre etwa zwölf gewesen, also da wüsste ich jetzt nicht...“

Kesselschmied wurde angesichts der geballten Lebensuntüchtigkeit, die ihm hier vor Augen geführt wurde, längst von Fluchtgedanken umgetrieben. Wie konnte so einer Schulleiter werden? ‚Weil er ein Mann ist‘, würde seine Frau vermutlich dazu sagen. Er nahm sich vor, am Abend noch einmal den Nonnendamm abzuklappern. Vielleicht stieß er ja doch noch auf etwas, was für Jugendliche dort nach elf von Interesse war. Außer MacDonalds.

In der Hamburger-Braterei kannten ihn die jungen Aushilfen an den Verkaufsschaltern bereits. Sie kicherten und grinsten, als er wieder anging, uninteressierte Gäste mit dem Phantombild des

blonden Mädchens zu nerven. Vermutlich war es wirklich ziemlich schlecht. Rainer Schneider hatte sich leider als Niete in punkto Beobachtungsgabe erwiesen. Im Grunde war er sich nur sicher, dass das Mädchen blond war.

Kesselschmied versuchte es auch noch bei den Tankstellen. Dort hingen Jugendliche herum. Motorisiert, männlich und eigentlich viel zu alt für seine Zeugin. Er fragte trotzdem. Natürlich erfolglos. Er hätte wenigstens mit dem Auto kommen sollen. Die Gelegenheit, seinen geliebten, roten Volvo so preisgünstig zu füttern, hatte er lange nicht mehr gehabt. Auch wenn es albern war: Jeder Mann mit fahrbarem Untersatz empfand es als persönlichen Triumph, sieben Pfennig unter Durchschnitt zu tanken.

Weshalb jedoch sollte ein zwölfjähriges Mädchen nachts hierher kommen? Kesselschmied arbeitete sich durch sämtliche Tanken rund um den Unglücks-Bahnhof, dann suchte er die Zitadelle selber auf, obwohl sie ein ganzes Stück entfernt lag. Das Spandauer Wahrzeichen war um diese Tageszeit längst verriegelt und verrammelt. In dem kleinen Grüngürtel diesseits der Brücke wurden nur wenige Hunde Gassi geführt. Keine Cliquen, keine rumknutschenden Jugendlichen, obwohl die Nacht erstaunlich mild war. Nachdem es letzte Woche noch geschneit hatte, schien es der Frühling inzwischen ernst zu meinen.

Kesselschmied machte der düstere Grünstreifen auch nicht an. Er war früher nie hier nie gewesen. Jedenfalls nie nachts mit einem Mädchen. Wenn, dann tagsüber mit Besuch aus Westdeutschland, der die Festung besichtigen wollte. Jetzt in der Dunkelheit machte das mächtige Bollwerk nicht allzu viel her und der schmale Streifen Wasser, der es umfloss, ließ kaum erahnen, dass er Teil der Havel war. Kesselschmied hatte romantischere Jugenderinnerungen an dieses Gewässer. Allem voran unzählige nächtliche Ruderpartien in einen schwerfälligen Kahn, wenn er mal wieder die letzte Fähre von Tegelort, wo die Liebste wohnte, zurück nach Spandau verpasst hatte. Und dann das Strandbad Oberhavel, der Südhafen, Pichelswerder... Kesselschmied gönnte sich einige nostalgische Erinnerungen, bevor er begann, den Gassigängern sein Bild unter die Nase zu halten. Keiner konnte ihm weiterhelfen und das einzige Mädchen mit blondem Pagenkopf war siebzehn und stritt entschieden ab, vergangenen Montag auf dem U-Bahnhof gewesen zu sein.

„Ick wohne Falkenhajener Feld. Da is Fahrrad viel praktischer“, erklärte sie.

Ihr Begleiter – mit Hund – wohnte in der Nähe, aber kam nie nach elf hierher. „Um die Zeit jeht’s nur noch ma um `en Block mit der Töle und fertich.“

Kesselschmied überlegte, ob er noch kurz über die Havel nach Spandau rüberschauen sollte, aber er entschied sich dagegen. Seine Stadt, das war die Spandauer Wilhelmsstadt der Nachkriegsjahre gewesen, die er 1967 Richtung Westdeutschland verlassen hatte. Seitdem hatte sich viel geändert. Er stieg die Treppe zu jener U-Bahn-Station hinunter, in der Karin Mehrmann umgekommen war. Jasmins Theorie von der Flucht in den Tunnel erschien ihm ziemlich abwegig, als er sich das Ganze noch mal besah. Aber etwas Plausibleres fiel ihm auch nicht ein. ‚Wirklich Zeit, dass die hier Videoüberwachung bekommen‘, dachte er, während er mit Unbehagen die schmalen Bahnsteige musterte.

Sein Zug kam pünktlich und er stieg ein. Die siebte Station nach „Zitadelle“ war „Jungfernheide“ und rief dem Kommissar das erhängte Mädchen in Erinnerung. Ein liebes, braves Kind, hatten die Eltern gesagt. Nie hätte sie Derartiges getan. Irgendwann war der Mutter dann doch entschlüpft, dass Andrea in letzter Zeit bedrückt gewirkt hätte. Der Vater hatte barsch abgewehrt. Vielleicht ein Streit mit einer Freundin, nichts Besonders jedenfalls, und wenn Andrea sich wirklich hätte umbringen wollen, dann hätte sie wohl Schlaftabletten genommen oder wäre von einem Hochhaus gesprungen.

Falls ein Mädchen, das seit Jahren eine Vier im Sport hatte, tatsächlich einen derart aufwändigen Selbstmord inszeniert hatte, überlegte Kesselschmied, dann musste das ein Zeichen für jemanden sein. Dann musste irgendetwas auf diesem Spielplatz, vielleicht sogar direkt in Verbindung mit dem Baumhaus, passiert sein. Aber die Sozialpädagogen, die das Projekt betreuten, waren sich sicher, Andrea nie gesehen zu haben. Kesselschmied überlegte, ob der Fundort „Jungfernheide“ ein versteckter Hinweis sein konnte, verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Andrea hatte nahe genug gewohnt, dass eine Erklärung nicht an den Haaren herbei gezogen werden musste.

Wieder im LKA, zwei Straßen hinter dem Bahnhof Zoo, stieg Kesselschmied in sein Auto und fuhr in ein kleines, schickes Sportstudio in Schöneberg. Dort fanden Kurse in etwas statt, das sich Refinding nannte. Vierzehn Menschen in sehr gut sitzendem, sehr modernem Sportwear übten sich in klassischen Yoga-Positionen. Sie waren zwischen 30 und 60 Jahre alt und jedem von ihnen war anzusehen, dass er oder sie auch im Dreiteiler oder Business-Kostüm eine gute Figur machte.

Zwischen ihnen ging eine weißhaarige Schönheit in knallroten Jogginghosen und einer selbstgebatikten Tunika herum und korrigierte die Haltung der einzelnen. Kesselschmied tauschte einen Blick mit der Schönen und ließ sich dann auf einer Gymnastikbank nieder, um geduldig abzuwarten, bis all die Reichen und Schicken sich wieder gefunden hatten.

„Was treibt dich denn hierher?“, erkundigte sich Ann-Sofie erstaunt, nachdem sie ihre Schüler entlassen hatte und Kesselschmied mit einem Küsschen begrüßt.

„Ich habe einen Abendspaziergang an der Zitadelle unternommen“, erklärte er.

„Und wie war's?“, fragte die Frau, wegen der Kesselschmied damals die nächtlichen Ruderpartien auf sich genommen hatte.

„Wir haben nichts verpasst.“

„Mir hast du gesagt, du ertrinkst in Arbeit“, zog ihn seine Angehraute auf.

Er erzählte ihr von dem blonden Mädchen, das den Mord beobachtet haben musste.

„Meinst du wirklich blond?“, hakte Ann-Sofie nach. „Oder sprichst du von dieser ekelhaften, eitergelben Einheitsfarbe, die wir zur Zeit auch an unserem Sohn bewundern dürfen?“

„Der Zeuge hat blond gesagt“, erwiderte er. Aber er würde noch mal nachfragen.

Leonid Sanders verbrachte den Abend in der Ausnüchterungszelle einer Polizeiwache im Prenzlauer Berg. Auf der Pritsche ihm gegenüber hockte ein knapp zwanzigjähriger Jugendlicher. Viel Gel in den Haaren, Goldschmuck und voluminöse Szene-Klamotten. In seiner Jugend, dachte Sanders, wäre der Kerl mit dieser Aufmachung der

absolute Depp gewesen. Da hatten die Jeans nicht eng und alt genug sein können. Wenn da so eine manikürte Gestalt in drei Nummern zu großen Plaste-Klamotten aufgetaucht wäre... Andererseits hatte diese Nike-Schwuchtel ein dreißig Zentimeter langes Butterfly-Messer, das laut Aussagen des Wirts in der Vergangenheit schon öfters drohend gezückt worden war. Für die tödlichen Stiche in Jan Kowaschs Eingeweide kam es allerdings nicht in Frage.

„Seit wann haben Sie Ihr Messer?“, wiederholte Sanders.

„Geht dich einen Scheiß an“, maulte der Kerl.

„Okay, eine Anzeige wegen Duzens eines Polizeibeamten“, erklärte Sanders kalt. „Macht schätzungsweise 200 Mark.“

„Heh, du ...“, fuhr sein Opfer auf, brach dann ab und warf einen Blick auf die zwei uniformierten Beamten. Einer stand regungslos an der Tür, der andere bediente das Aufnahmegerät. Die Prenzlberger Kollegen hatten äußerst befremdet reagiert, als Sanders das Verhör nicht im Büro durchführen wollte, sondern nach einem kahlen Raum gefragt hatte und sich zudem noch zwei Mann Unterstützung ausbedungen. Aber bei zwanzigjährigen Kleinkriminellen, die sich zu cool vorkamen, war es besser, gleich richtige Geschütze aufzufahren. Ein Versuch auf die Verständnisvolle wäre nur Zeitverschwendung.

„Ey, das ist voll die Schikane“, regte sich der Kerl schon eine Spur kleinlauter auf.

„Verboten ist nur Folter“, informierte Sanders sachlich. „Seit wann haben Sie Ihr Messer?“

„Ich sag nichts“, maulte sein Opfer. „Das geht keinen was an.“

„Ich hab viel Zeit“, gab Sanders zurück. „Aber ich weiß nicht, wie Ihrem Arbeitgeber die ganze Geschichte gefällt.“ Der Kerl hatte gleich bei der Verhaftung verraten, dass er morgen früh um sieben auf Arbeit sein musste. Anfängerfehler!

Er geriet natürlich außer sich. „Heh, du Scheißer...“, plärrte er und schwang sich zu bedrohlichen Gesten auf. Sanders rührte sich nicht. Das war nicht sein Job. Der Beamte an der Tür drückte den Delinquenten wieder auf die Pritsche zurück.

„Eine Anzeige wegen Beleidigung eines Polizeibeamten. Ich schätze 500...“, führte Sanders aus. Der Junge starrte erst ihn ungläubig an, dann die beiden anderen Gesetzeshüter. Aber keiner half ihm.

„Seit wann haben Sie Ihr Messer?“

Sanders Opfer wand sich noch ein bisschen. „Seit zwei Jahren ungefähr“, erklärte er dann doch.

„Woher?“

„Ey, das... Das sag ich nicht!“

„Ach ja?“, erkundigte sich Sanders ohne hörbaren Sarkasmus.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“, wich der Kerl aus.

„Unerlaubter Waffenbesitz. Das hab ich Ihnen doch gesagt.“

„Aber warum...“ Worte waren wohl nicht die Stärke des Verhörten. Er hob die Hände und versuchte auszudrücken, was er dachte. „Dieser ganze Zirkus...“

„Lassen Sie das mal unsere Sorge sein“, forderte Sanders ihn in aller Freundlichkeit auf. „Woher haben Sie Ihr Messer?“ Hoffentlich kooperierte der Kerl bald, damit er zu den entscheidenden Fragen kommen konnte. Immerhin hatte er noch eine Liste anderer Typen, die vermutlich ebenfalls mit zu gefährlichen Messern rumliefen. Den Prenzlberger Kollegen schien noch nicht klar zu sein, dass da noch viel Arbeit auf sie zukommen würde. Aber der Tote war nicht durch ein Küchenmesser umgekommen und auch nicht durch einen ungeschickten Zufallstreffer. Sanders war entschlossen, das Ding durchzuziehen – auch wenn er drei Tage mit jeden Verdächtigen verbringen durfte.

Natürlich wehrte sich der Kerl wieder, als die Sprache schließlich auf den Mord kam. Aber am Ende redete er doch: „Entweder warn's die Türken. Oder diese kranken Typen von der Berufsschule, oder... Also Jan hat erzählt, dass er irgendwelchen Typen aus Weißensee seinen kaputten Toyota angedreht hat. Vielleicht ham die sich gerächt.“

Bis Sanders alle Details aus dem Jungen raus hatte, war es fast zwei Uhr nachts. Dabei hatte sein Opfer den Toten gar nicht mal besonders gut gekannt.

Jasmin Kunkel ließ sich von einem zuvorkommenden BVG-Mitarbeiter auf den Bahnsteig helfen. Ihre Tunnelbegehung zwischen Zitadelle und Altstadt Spandau hatte gezeigt, dass der Täter unendlich viele Möglichkeiten gehabt hätte, sich hier zu verstecken. Wie er allerdings vom Tatort in den Tunnel gekommen sein sollte, blieb weiter rätselhaft. Die U-Bahn-Fahrerin schwor, außer Schnei-

der wäre garantiert niemand auf dem Bahnsteig gewesen. Jasmin kletterte selbst in den bereitgestellten Zug, aber sie konnte sich auch nicht vorstellen aus dem rundum verglasten Führerhaus einen Menschen zu übersehen. Vor allem, wenn der sich bewegte.

Hatte sich der Täter also doch hinter der Bank versteckt und später davongeschlichen, als Schneider der mitgenommenen Fahrerin Trost spendete? Jasmin ließ alle Varianten durchspielen.

Eine hastige Flucht schlossen beide Zeugen definitiv aus. Das hätten sie bemerkt. Als Jasmin sich jedoch ganz langsam und vorsichtig an der Wand entlang in Richtung Tunnel tastete, meinte Schneider schließlich, das hätte er vielleicht nicht gesehen. Die Frau war resoluter und sagte: „Kann ich mir nicht vorstellen, dass mir das entgangen wäre.“

Jasmin gab resigniert auf. Zu allem Überfluss war sie bei einem ihrer Sprünge von der Bahnsteigkante auf die Gleise auch noch hingefallen. Sie bedankte sich bei den beiden Zeugen und ließ sich von einem netten, älterem BVGler in den Serviceraum führen, wo sie sich Dreck und Blut von den Händen wusch.

„Is eijentlich keen Wunda, dat da mal wat passiert is“, philosophierte der Mann. „So enge wie die Bahnsteije hier sin. Wird Zeit, dat wir Video kriegen. Is eijentlich schon lang jeplant.“

Eine Auskunft, die die frustrierte Kommissarin nicht so recht zu trösten vermochte.

III.

Sanders fuhr am nächsten Morgen gleich vom Prenzlberg ins LKA. Zusammen mit den Kollegen von der Streife hatte er in der Nacht noch einen weiteren Kandidaten von seiner Liste unter dem Vorwand einer Routinekontrolle festgenommen. Auch er hatte ein Messer von unerlaubten Ausmaßen bei sich. Der Kerl war Türke und hatte versucht, mit „Ich nix verstehn, du capito?“ durchzukommen.

Sanders hatte also so getan, als hätte er den Kollegen Anweisung gegeben, mitten in der Nacht einen Dolmetscher aufzutreiben, und sein Opfer zu eiserner Hab-acht-Stellung genötigt.

„Hier wird nicht geschlafen. Das ist ein Verhör! Wir warten nur auf den Übersetzer.“ Um halb fünf hatte der Kerl dann deutsch gekonnt und geplärrt: „Ich will einen Anwalt.“

Sanders nutzte die frühe Morgenstunde im Büro, um seinen Bericht zu schreiben. Diesen Part seines Jobs hasste er am meisten. Jeden Furz für irgendwelche Korinthenkacker festhalten zu müssen, damit die sich im Gefühl wiegen konnten, Kontrolle über die Polizei zu haben. Auch, damit nicht irgendwelche beschissenen Anwälte ihre Mandanten vor Gericht frei pauken konnten, weil offensichtliche Tatsachen nicht dreifach bewiesen waren. Neulich hatte die Berliner Justiz einen mit Bewährung davonkommen lassen, der eine Dreizehnjährige vergewaltigt und geschwängert hatte. Da hatte Sanders sich wieder mal gefragt, wieso sich dieser Staat überhaupt noch Polizei leistete. Warum teure Ermittlungen bezahlen, wenn am Ende doch keiner bestraft wurde?

Leider hatte auch der Türke nicht viel Brauchbares gestanden. Ja, er und seine Freunde seien gelegentlich mit der Clique von Jan Kowasch aneinander geraten, hatte er schließlich zugegeben. Aber mit dem Mord hätten sie nichts zu tun. „Wie wir das gehört haben, wir haben echt alle, die... naja, ein bisschen krass drauf sind... wir haben die voll fett in die Mangel genommen... Echt wahr, wir fanden das übelst Scheiße, Mann!“

„Gewöhnen Sie sich diesen Jargon ab, wenn irgendjemand über Zwanzig sie ernst nehmen soll“, hatte Sanders ihm geraten.

Gegen halb acht wurde er von Schneewittchen gestört. Schneewittchen war Kriminalkommissarin Jasmin Kunkel, seine Zimmerkol-

legin – dunkelhaarig, hellhäutig und mit ganz merkwürdig hellblauen Augen. Wie üblich steckte sie in schwarzem Leder und hatte den Motorradhelm in der Hand. Sie fuhr eine ziemlich schwere Maschine, absolut kein Modell für eine Frau. Selbst Männern ihrer Statur hätten Sicherheitsexperten vermutlich etwas Leichteres empfohlen.

„Morgen“, sagte sie kurz und uninteressiert. Er beschränkte sich als Antwort auf ein kurzes Aufblicken.

Schneewittchen holte sich Klamotten zum Umziehen aus ihrem Schrank und verschwand damit nach nebenan. Anfangs hatte sie den Kleiderwechsel im Büro erledigt. Er hatte die Provokation zwei Wochen lang ignoriert, dann war ihm die Geschichte auf dem Keks gegangen. Beim nächsten Mal hatte er sie so richtig fies angeglotzt. Seitdem ließ sie das Spielchen.

Als Kollegin fand er sie wider Willen gar nicht so übel. Sie war viel kompetenter als ihre Besoldungsstufe erahnen ließ. Doch als sie wieder kam, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und begann, sich die Nägel zu feilen. Ein Geräusch, das Sanders absolut krank machte!

„Sie werden nicht für Ihre Schönheitspflege bezahlt“, ließ er sie genervt wissen.

„Ich denke“, gab sie arrogant zurück und ließ die Augen dabei nicht von ihrem Tun.

Sanders versuchte, sich wieder auf seinen Bericht zu konzentrieren, aber diese Scheißarbeit zusammen mit der grässlichen Geschabe, das war einfach zu viel!

„Hören Sie auf, verdammt!“, fuhr er seine Kollegin irgendwann unbeherrscht an. „Das hält ja kein Mensch aus!“

Sie schenkte ihm einen Blick der ganz kühlen Sorte. „Ich verzichte aus Rücksicht auf Sie schon auf das Rauchen. Aber Nagelpflege ist nicht gesundheitsschädlich. Ich glaube nicht, dass Sie Handhabe haben, mir das zu verbieten.“

Nein, mit Wutausbrüchen war Schneewittchen nicht beizukommen, das wusste er eigentlich gut genug. Seine Unbeherrschtheit war ihm auch peinlich. Es gab wenige Dinge, mit denen man ihn aus der Fassung bringen konnte. Alles blöde Kleinigkeiten wie diese Nägelkratzerei.

Kesselschmied lief auf dem Weg zur Arbeit seiner Chefin über den Weg. Nur einen Fotografen der Boulevard-Presse hätte er um diese Zeit noch lieber gesehen.

„Also, ich bin ratlos, wirklich ratlos“, überfiel sie ihn. „Erklären Sie mir mal, wie ich das der Öffentlichkeit beibringen soll? Da läuft ein halbes Dutzend Mörder frei herum und wir finden keinen einzigen.“

Kesselschmied hätte gern gewusst, wie er Sybille Wächter beibringen sollte, dass die Erfolgchancen nicht unbedingt mit der Zahl der Fälle stiegen. Besonders, wenn eine Mordkommission nur noch aus vier Leuten bestand. Er hätte auch gerne erfahren, wie sie auf ein halbes Dutzend Mörder kam. Ihm hätte es gereicht, vier zu finden. Sie jedoch hatte bisher so getan, als wäre er lediglich für zwei Fälle zuständig.

„Ich frage mich, was eigentlich Ihre Assistenten treiben“, beharrte sie. „Ich wette, die kleine Kunkel will sich wieder mal die manikürten Fingerchen nicht dreckig machen, und Casanova Behringer scheut vor allem zurück, wo ein charmantes Lächeln nicht ausreicht. So geht das nicht, Kesselschmied!“

„Frau Kunkel“, setzte Kesselschmied an und betonte das Wort ‚Frau‘, „hat die letzte Nacht damit verbracht, die U-Bahn-Tunnel zu untersuchen. Und ich darf Ihnen versichern, dass auch meine beiden anderen Mitarbeiter voll ausgelastet sind.“ Sybille Wächter blickte sauer. Leonid Sanders und Mirko Behringer in einen Topf zu werfen, war für sie ein Sakrileg. Für Kesselschmied auch – aber aus ganz anderen Gründen.

Seine Chefin atmete durch: „Wie gehen Sie im Fall ‚Kowasch‘ vor?“, fragte sie.

„Da ist Sanders dran“, gab er Auskunft, und erwartete den nächsten Anschiss. Ein Ermittler für einen Fall von Jugend-, eventuell sogar Bandenkriminalität war lächerlich. Aber zwei waren es auch, während sie bei der U-Bahn-Toten zu dritt vielleicht eine reelle Chance hatten. Zu seiner Erleichterung nickte Sybille Wächter.

„Ich hoffe, Sie kommen im Fall ‚Mehrman‘ bald zu einem Ergebnis“, betonte sie. „Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, welches Bild dieses Versagen in der Öffentlichkeit ergibt. Die Leute erwarten, dass wir sie schützen. Dafür werden wir bezahlt.“

Kesselschmied hatte natürlich verstanden. Eine Messerstecherei unter Jugendlichen aus der Unterschicht regte niemanden groß auf. Um Jan Kowasch trauerten vielleicht seine Familie und ein paar

Freunde. Aber, wenn die ordentliche, solide Frau Mehrmann heimtückisch vor die U-Bahn gestoßen wurde... So ein Schicksal konnte jeden treffen, wenn die Polizei nichts unternahm.

Als Kesselschmied sein Büro betrat, bekam er von Sybille Wächters besonderem Schützling einen Bericht auf den Schreibtisch geworfen. Schlampig in der Form, unklar in der Wortwahl und voller Rechtschreibfehler. Sanders Schriftstücke grenzten manchmal hart an Legasthenie. Kesselschmied nahm ihm diese Unfähigkeit nicht ab. Immerhin hatte der Mann Abitur. Doch auf Druck reagierte sein Mitarbeiter mit Verweigerung. Er formulierte dann so verquer, dass überhaupt nichts mehr zu verstehen war, und brauchte einen halben Tag für eine Seite. Im Moment hatte Kesselschmied weder die Zeit noch die Nerven für Erziehungsmaßnahmen. Er warf nur einen kurzen Blick auf das Schriftstück. Scheinbar hatte Sanders die ganze Nacht mit zwei Jugendlichen verbracht, um drei Sätze über die Kontakte von Kowasch zu erfahren. Nun gut, man konnte der Presse mitteilen, die Polizei führe konkrete Ermittlungen in mehrere Richtungen. Das musste fürs Erste reichen.

Endlich kam auch Mirko, und Kesselschmied holte seine Mitarbeiter zur Besprechung zusammen.

„Im Tunnel ist jetzt die Spurensicherung“, berichtete Jasmin. „Wahrscheinlich verflucht uns schon wieder halb Berlin wegen der Betriebsstörungen. Aber es gibt einfach keine andere Möglichkeit, wie der Kerl geflohen sein könnte.“

„Und wie wollen Sie die Spuren vom Täter von denen der Arbeiter unterscheiden, die dort unterwegs sind?“, erkundigte sich Sanders überheblich.

Jasmin warf ihm einen bösen Blick zu. „Wenn der Mann noch nicht bei uns registriert ist oder ganz exzentrische Spuren hinterlassen hat, werden wir ihn damit nicht kriegen“, stellte sie sachlich klar. „Trotzdem müssen wir das abchecken. Außerdem müssen wir sämtliche Zugführer und Arbeiter befragen, die in dieser Nacht dort unterwegs waren.“

„Klingt alles wahnsinnig mühsam und nicht gerade viel versprechend“, meinte Mirko sarkastisch.

Jasmin hob die Schultern. „Siehst du eine andere Chance?“, erwiderte sie mit Schärfe in der Stimme.

„Es muss dieser Schneider gewesen sein“, mischte sich wieder Sanders ein.

Kesselschmied stöhnte innerlich.

„Ich glaube nicht“, erklärte Jasmin Sanders schneidend, „dass ein Mann, der aus einem spontanen Streit heraus – und ein anderes Motiv geben unsere Recherchen nicht her – jemanden vor die U-Bahn stößt, die Kaltblütigkeit hat, einen Moment später vier Meter zur Seite zu springen und glaubhaft den erstaunten Ankömmling zu markieren, dann eine geschockte U-Bahn-Fahrerin tröstet und sich auch noch Ihre Verhörmethoden ohne allzu viel Groll gefallen lässt.“

„Mirko, was ist mit dem Umfeld?“, wechselte Kesselschmied schnell das Thema, bevor die Auseinandersetzung ausarten konnte. „Gibt es da Hinweise?“

Mirko grinste. „Ich bin mir noch nicht ganz sicher, wer verdächtig ist: Die Nachbarin, zu der die Mehrmann mal gesagt hat, ihr Dackel gehöre vergiftet, oder der Bäcker, den sie wegen einer Made in der Semmel angezeigt hat. Ich hätte auch noch ein Ehepaar anzubieten, dem sie erzählt hat, unter Hitler wären ihre Kinder ins Arbeitslager gesperrt worden.“

„Ernsthaft!“, forderte Kesselschmied auf.

„Ernsthaft gibt's nichts“, gab Mirko zurück. „Die Frau war ein Biest und hatte mit jedem Krach. Aber ich glaube nicht, dass sie den Leuten einen Mord wert gewesen ist.“

„Also Zufall“, überlegte Kesselschmied. „Der Täter sieht die Frau, nachts alleine auf dem leeren Bahnsteig...“

„Sie war 46, denkbar unattraktiv und unfreundlich“, warf Jasmin ein.

„Er will vielleicht Geld, Zigaretten, sonst was“, spannt Kesselschmied den Faden weiter. „Die Frau setzt sich energisch zur Wehr. Unser Täter – aggressiv, labil – rastet aus und attackiert sie. Sie gerät ins Straucheln. Der Bahnsteig ist sehr schmal. Sie fällt auf die Gleise. Unglücklicherweise kommt die U-Bahn. Der Täter gerät in Panik, hört Schneider auf der Treppe und flieht in den Tunnel.“

„Und wir kriegen ihn nie, weil er eigentlich kein Schwerverbrecher ist und deshalb nicht im Computer“, schloss Jasmin resigniert. „Was ist mit dem Mädels, Chef? Vermutlich ist die unsere einzige Chance.“

„Bisher keine Hinweise“, gab Kesselschmied zu.

„Bringen die Zeitungen was?“, fiel Sanders ein.

„Noch möchte ich den Täter nicht wissen lassen, dass wir eine Zeugin suchen“, wehrte der Kommissar ab.

„Er muss sie doch gesehen haben“, plädierte sein Mitarbeiter.

„Nicht unbedingt“, unterbrach Jasmin. „Vielleicht stand sie in seinem Rücken.“

„Sie war doch vor dem Mörder auf dem Bahnsteig.“

„Aber wenn sie am anderen Ende stand?“, beharrte Jasmin.

„Er hat sie bestimmt gesehen“, mischte sich Kesselschmied ein. „Aber er weiß nicht, dass Schneider uns von ihr erzählt hat. Wir müssen sie unbedingt finden. Mirko, ich denke, wenn das Umfeld nichts hergibt, dann...“

„Bisher hat das Umfeld nichts hergegeben“, korrigierte sein jüngster Mitarbeiter. „Aber da gibt es eine Sache... Frau Mehrmann hat den Täter geduzt. Und das würde sie bei einem Fremden nicht tun. Dazu war sie nicht der Typ.“

Jasmin stöhnte.

„Ist das jetzt die berühmte... Intuition?“, fragte Sanders spöttisch und ersetzte die nähere Beschreibung durch eine vielsagende Pause.

„Mirko, ehrlich, wenn du nichts Besseres hast...“, warf auch Jasmin ein.

„Was haben wir denn sonst?“, verteidigte der sich. „Wir wissen gar nichts über den Täter. Nur, dass die Mehrmann zu ihm gesagt hat ‚Mich macht keiner an‘.“

„Ich finde es völlig normal, dass man aufdringliche Typen nicht höflich siezt“, beharrte seine Kollegin. Mirko schwieg. Sehr sicher war er sich seines Einwands offenbar nicht.

„Verdammt noch mal“, platzte plötzlich Sanders heraus. „Sie können doch gar keine Nägel mehr haben!“

Kesselschmied war in Gedanken und verstand gar nichts. „Was ist denn los?“, fragte er verduzt.

„Dass Sie noch keiner mit dem Ding erstochen hat“, giftete sein Mitarbeiter Jasmin an. Kesselschmied kannte ihn so nicht. Normalerweise machte Leonid Sanders seinem Spitznamen Breschnew alle Ehre. Schweigsam, kalt und machtbewusst wie der einstige Kremlich. Doch im Moment war er untypisch erregt. „Ertragen Sie das?“, fragte er Kesselschmied mit einer anklagenden Geste Richtung Jasmin.

„Was?“, erkundigte sich der verduzte Gruppenleiter noch einmal.

„Wenn ich mir die Nägel feile“, erklärte nun Jasmin mit einer gut gespielten Mischung aus Sanftmut und Sachlichkeit.

Kesselschmied kannte diese Tour bei ihr, aber überrumpelt wie er war, stotterte er: „Das ist doch kein Problem...“

„Dann nehmen Sie Frau Kunkel bitte wieder zu sich“, verlangte Sanders heftig. „Wenn ich recht informiert bin, hat sie doch früher auch das Büro mit Ihnen geteilt. Ich jedenfalls kann bei dieser ständigen Schaberei nicht arbeiten.“

„Aber...“

„Für mich wär das okay“, warf Jasmin ein.

„Aber können Sie nicht einfach...“, versuchte es Kesselschmied noch einmal.

Jasmin sah auf. „Ich glaube nicht, dass es nur um das Nägelfeilen geht“, sagte sie. „Es wäre im Sinne des allgemeinen Friedens vielleicht wirklich besser...“

„Meinetwegen“, stöhnte er also. Als wenn er nicht schon genug Probleme hatte. Mitarbeiter, die sich über ihre Schönheitspflege in die Wolle bekamen, das hatte ihm gerade noch gefehlt. Erst als Kesselschmied Mirkos entsetzte Miene sah, ging ihm auf, dass er einen Fehler gemacht hatte. Schließlich hatte er seiner Zeit Jasmin nach nebenan verbannt, um Mirko Behringer und Leonid Sanders auseinander zu halten. Eigentlich kannte er Jasmins Trickkiste gut genug – und hatte sich doch eben gnadenlos von ihr über den Tisch ziehen lassen. Er ärgerte sich maßlos.

„Was gibt’s bei Ihnen, Sanders?“, schnauzte er seinen Mitarbeiter an.

„Ich habe eine Liste mit Namen“, erklärte der. „Und die arbeite ich ab.“

Kesselschmied hatte keine Lust auf Details. „Jasmin, erst die Spurensicherung, dann die Arbeiter“, ordnete er barsch an.

„Geht in Ordnung“, gab sie sachlich zurück, sah ihn dabei aber nicht an.

„Und Sie, Mirko, Sie nehmen sich noch mal Frau Mehrmanns Wohnung vor“, vollendete Kesselschmied etwas freundlicher. Mirko nickte mit verkniffener Miene.

Kesselschmied hatte natürlich die Sachen der Toten schon oberflächlich durchsucht. Wenn er ehrlich war, dann erwartete er nichts Neues. Er wollte sich bloß nicht vor Mirko rechtfertigen. Und wenn er ihn zusammen mit Jasmin zur BVG schickte, dann würden sich

die beiden wahrscheinlich so streiten, dass heute keine vernünftigen Ergebnisse mehr zu erwarten waren. Kesselschmied verwünschte seine Dummheit, während er nach Haselhorst fuhr, um noch einmal mit Rainer Schneider zu sprechen.

Mirko war natürlich sauer. Lustlos blätterte er im Haushaltsbuch von Karin Mehrmann und war nur froh, im Moment Ruhe vor seinen Kollegen zu haben. Die Aussicht jeden Tag die mürrische Fresse von Leonid Sanders vis á vis erleben zu dürfen, machte wirklich keinen Spaß. Und Jasmin, diese fiese Schlange... Seinem Chef machte er noch die wenigsten Vorwürfe. Mirko wusste, wie es war, über den Tisch gezogen zu werden. Er legte das Haushaltsbuch beiseite: Ein äußerst korrekt geführtes Dokument, das keinen Pfennig auswies, den die Tote für einen anderen Menschen ausgegeben hatte. Auch die Telefonrechnungen hatten eindeutig ergeben, dass Karin Mehrmann nur mit ihrem Arbeitgeber, ihrem Zahnarzt und ihrer Friseurin Umgang pflegte.

Der Vorgesetzte, der die Überstunden angeordnet hatte, war natürlich schon gecheckt. 32, steile Karriere, keine falschen Sentimentalitäten. „Ich musste sie behalten. Die Alte war leider unkündbar.“ Fachlich sei Frau Mehrmann nicht schlecht gewesen, hatte er eingeräumt. Jedoch nicht gerade flexibel bei Neuerungen und eine Zumutung im Umgang. „Sie hatte nicht mal einen Führerschein. Wie sieht das denn aus, wenn Kunden mitbekommen, dass unsere Fachkräfte Bus fahren?“ Er hatte auch ausgiebig herumgejammert, dass seine arme, unschuldige Firma unter den Ermittlungen leiden und vielleicht sogar Schaden nehmen würde. Vermutlich hatte er seine Mitarbeiterin wirklich nicht umgebracht, um eine nettere, jüngere und motorisierte Verwaltungskraft zu bekommen.

Mirko fand im Schrank des Opfers recht teure Kleidung, aber verschlissene Nachthemden. Die Unterwäsche bestand aus fleischfarbenen Gummikorsetts, deren Anblick auch auf Hetero-Männer abstoßend wirken musste. Der angehende Kommissar legte die These vom heimlichen Liebhaber der Karin Mehrmann endgültig zu den Akten. Von der Garderobe wandte er sich wieder den Schriftstücken der Verblichenen zu. Es gab einen Ordner, in dem die Mehrmann

Garantiescheine und Gebrauchsanweisungen für alle Geräte abgeheftet hatte, die sie je in ihrem Leben erstanden hatte. Er konnte ihr Impfbuch studieren und ihre Lohnzettel. Die Duplikate der Anzeigen und Beschwerdebriefe, mit denen diese ordentliche Frau ihre Umwelt bedacht hatte, kannte er längst. Die Opfer auch. Er glaubte nicht, dass nochmaliges Nachhaken etwas bringen würde. Vermutlich hatte Kesselschmied recht: Es war ein aggressiver Unbekannter gewesen, eine fahrlässige Tötung im Affekt.

Jasmin Kunkel arbeitete nicht gerne mit anderen Frauen zusammen. Nicht etwa, weil Männer kompetenter waren, sondern weil mit ihnen leichter umzugehen war. Männer konnte man um den Finger wickeln, Frauen waren unberechenbar. Jasmin hatte keine Lust, sich einen Gefallen zu erbetteln. Aber sie bedauerte doch, dass Gisela Apel, die Chefin der Spurensicherung, gerade Urlaub in Laos machte.

Giselas Stellvertreter versprach ihr erste Ergebnisse aus dem U-Bahn-Tunnel für Ende der nächsten Woche – „Wenn alles gut geht.“

„Den Zorn der Öffentlichkeit, den kriege ja nur ich ab“, kommentierte sie bissig.

„Was wollen Sie, Kollegin?“, schnappte er zurück. „Wir haben noch andere Dinge zu erledigen – mit höherer Priorität.“ Er war etwa so alt wie sie, vielleicht sogar ein, zwei Jahre jünger. Aber sein glattgeleckter Streber-Habitus hatte ihn Anfang Dreißig bereits in eine leitende Position gebracht, während sie selber immer noch Kommissarin auf der tiefstmöglichen Besoldungsstufe war.

„Frau Wächter hat uns erklärt, dass sie diesem Fall allerhöchste Priorität einräumt“, gab sie zurück und versuchte, dabei süffisanter zu klingen als ihr Gegenüber.

Strebi ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. „Frau Kollegin“, versetzte er ölig, „ich glaube nicht, dass Sie mir sagen müssen, wie ich meine Arbeit zu erledigen habe.“

Jasmin wechselte also die Taktik. Reizendes Lächeln mit Augenaufschlag. „Wenn Sie mir bis Anfang der nächsten Woche nicht nur erste, sondern auch brauchbare Ergebnisse liefern, dann bin ich gerne bereit, Ihr Loblied zu singen.“

Er stammelte: „Selbstverständlich!“

Okay, damit hatte sie wohl das Bestmögliche aus der Situation rausgeholt. Hoffentlich taugte der Kerl wenigstens fachlich was. Aber Gisela Apel war nicht dafür bekannt, dass sie arrogante Inkompetenz duldete.

Kesselschmied suchte Rainer Schneider in Haselhorst an seiner Arbeitsstelle auf. Der Zeuge war sich nicht sicher, aber wenn er genau nachdachte, dann fand er schon, dass die Haare des Mädchens etwas unnatürlich ausgesehen hatten. „Vielleicht doch eher gefärbt, würde ich meinen“, erklärte er, machte aber sofort einen wortreichen Rückzieher. Etwas Bestimmtes könne er nicht sagen. Er bestätigte aber nochmals, dass ihm das Mädchen erst am Fuß der Treppe begegnet sei. Der Mörder musste sie also gesehen haben.

Kesselschmied seufzte. Warnung an alle Schulen im Umkreis und eine Meldung an die Presse, beschloss er. Es schien ihm doch sicherer, dass sämtliche Eltern gut auf ihre Töchter aufpassten, als dass er persönlich mit dem Mörder ein stilles Hase-und-Igel-Spiel spielte. Er holte das Handy hervor und rief die Pressereferentin an, um ihr den Inhalt der Aussendung durchzugeben.

Das Telefonat war dazu angetan, den knappen Etat des Berliner LKA über Gebühr zu belasten. Die Neue im Pressebüro war gänzlich damit überfordert, fernmündlich Texte entgegenzunehmen. Kesselschmied kannte sie noch nicht mal richtig. Die Pressereferenten wechselten ständig. Seiner Meinung nach lag das am zuständigen Personalchef. Der war früher in einem Wirtschaftsunternehmen tätig gewesen und hatte zu viele Flausen bezüglich „jung und dynamisch“ im Kopf. Er wählte ständig die gleichen Repräsentativmäuse, die vielleicht eine Pressekonferenz ausrichten konnten oder „Live von der Grünen Woche“ plaudern, aber nicht die richtigen Kompetenzen für die Alltagsarbeit bei der Polizei mitbrachten.

Nachdem Kesselschmied endlich sein Anliegen losgeworden war, konterte die Neue mit einer ausgiebigen Jammerorgie. Ein gewisser Dietrich Faber habe sie eine halbe Stunde lang beschimpft. Jemand von der Polizei habe sich über die Berichterstattung seiner Zeitung im Fall Andrea Zeisig beschwert.

„Das war doch ihr Fall“, ereiferte sie sich mit hoher, aufgeregter Stimme. „Der Anrufer wäre sehr jung gewesen und ziemlich unverschämt. Er müsste doch eigentlich aus ihrer Abteilung...“

Natürlich konnte sich Kesselschmied denken, wer da angerufen hatte. Er kannte auch Dietrich Faber, früher Polizeireporter, jetzt Lokalchef eines Berliner Boulevardblattes. Für Kesselschmied hieß es seitdem nur noch „Faber-Press“.

„Ich habe ihm versichert, dass ich mich um die Sache kümmere“, erklärte ihm die neue Pressesprecherin.

„Schön“, gab Kesselschmied sarkastisch zurück.

„Haben Sie eine Ahnung, wer der Anrufer war?“, insistierte seine Gesprächspartnerin.

„Selbstverständlich.“

„Kümmern Sie sich dann selber darum, oder soll ich...? Ich habe mir Herrn Fabers Nummer notiert.“

„Hören Sie“, unterbrach Kesselschmied. „Weder Sie noch ich werden den guten Herrn Faber zurückrufen. Wenn er noch mal anruft, dann sagen Sie ihm, die Sache wäre geklärt und fertig! Unsere Interna gehen diesen Herrn nichts an.“

„Aber“, protestierte das jung-dynamische Mädchel am anderen Ende der Leitung. „Ich habe ihm doch zugesagt...“

„Sie arbeiten für uns und nicht für ihn“, erinnerte Kesselschmied. Keine dieser Fehlbesetzungen hatte jemals kapiert, dass es zu ihrem Job gehörte, unangenehme Anrufer höflich abzuwimmeln. Stattdessen meldeten sie solche Vorfälle im Klage-ton weiter, aber entdeckten ihr Talent zum selbständigem Arbeiten gerade dann, wenn Rücksprache unbedingt nötig gewesen wäre. Für Kesselschmied war das nicht einmal Dummheit, sondern ein unlösbares Problem mit dem eigenen Ego. All diese Jungs und Mädchen verstanden leider nicht, dass sie die Ermittler über wichtige Dinge zu informieren, aber vor unwichtigen zu bewahren hatten.

Seufzend schaltete er das Handy aus. So viele Menschen waren arbeitslos. Warum wurden trotzdem derart viele Stellen mit Leuten besetzt, die einfach dafür nicht taugten?

Auch Mirko war frustriert. Die nochmaligen Gespräche mit Karin Mehrmanns Nachbarn und Feinden hatten ihn absolut nicht weiter

gebracht. Er war sich sicher, dass keiner von ihnen der streitbaren Dame in der U-Bahn aufgelauert hatte. Wenn da nur nicht dieses komische Gefühl wegen ihrer letzten Worte gewesen wäre...

Die Kollegen hatten bei der abendlichen Besprechung auch nicht mehr vorzuweisen.

„Okay“, schloss sein Chef resigniert. „Hoffen wir, dass die nächste Woche besser wird. Ein schönes Wochenende Ihnen allen.“

Mirko atmete auf. Er hatte mit Dienst gerechnet. Nicht weil es Sinn machte, sondern weil die Wächter im Hintergrund lauerte. Auch Jasmin blickte plötzlich viel glücklicher.

Nur Sanders widersprach. „Das halte ich in meinem Fall nicht für angebracht.“

„Dann machen Sie weiter“, gab Kesselschmied zurück. „Brauchen Sie Hilfe?“

Sanders schüttelte den Kopf.

Mirko wusste, dass der neue Kollege sie alle miteinander für unfähige Weicheier hielt. Aber den Gerüchten zufolge hatte Leonid Sanders beim Drogendezernat ähnliche Probleme gehabt. Und vermutlich in allen früheren Stellen auch. Ein Gutes hatte die Sache. Sanders arbeitete am liebsten alleine, als wäre er immer noch verdeckter Ermittler im Rauschgift-Milieu. Im Grunde war der Kerl kein Bulle, sondern betrieb seinen Job wie Sport. Erfolge waren nicht gelungene Verbrechensbekämpfung, sondern Siege fürs eigne Ego. Mirko wurde mal wieder bewusst, wie gern er auf diesen Kollegen verzichtet hätte.

Sein Chef hatte seine Tasche gepackt. An der Tür drehte er sich noch einmal um. „Ach, ja, noch eins, Mirko! Den Kontakt mit der Presse lassen Sie bitte meine Sache sein, vor allem wenn’s um Revolverblätter geht.“

Der Gescholtene zuckte schuldbewusst zusammen. Eigentlich hatte er gedacht... Und das auch noch Sanders gesagt! Unwillkürlich blickte er auf seinen missliebigen Kollegen. Der bewies wieder mal, dass er ein Meister verachtungsvoller Blicke war. Mirko schwor sich – ebenfalls zum wiederholten Mal – Sanders wenigstens nicht anzuschauen, wenn es Grund zur Verachtung gab. Und mit dem Typen musste er jetzt auch noch das Büro teilen!

„Das war ja heut morgen eine ganz hinterhältige Nummer von dir“, ließ er Jasmin wissen, als sie zusammen das Gebäude verließen.

Doch seine Kollegin schien keine Lust auf ein schlechtes Gewissen zu haben. „Tu nicht so“, gab sie zurück. „Du hättest die Chance auch genutzt, wenn Du sie gehabt hättest.“

Mirkos ganzer Ärger kam jetzt doch hoch. „Ach ja“, höhnte er. „Woher willst du das wissen? Vielleicht bin ich ja weniger egoistisch als du!“ Normalerweise kam er gut mit ihr aus. Aber wenn es hart auf hart ging, dann konnte sie gnadenlose Ego-Trips durchziehen.

„Vergaß es“, schnauzte sie ihn an. „Ich glaube nicht an das Gute im Menschen.“ Und ließ ihn damit stehen.

Kesselschmied hoffte inständig, genau einem Menschen nicht zu begegnen. Leider lief er Sybille Wächter genau in die Arme.

„Sie machen aber früh Schluss“, bemerkte sie spitz.

„Ich denke, im Rahmen des Üblichen“, entgegnete er. Rundherum strebten genügend Kollegen als lebende Beweise seiner Aussage dem Wochenende entgegen.

Seine Chefin ignorierte das. „Ihre Bilanzen sind momentan nicht dazu geeignet, sich darauf auszuruhen.“ Sie schaltete einen Ton höher. „Kesselschmied, mir sitzt die Presse im Nacken. Ich weiß langsam wirklich nicht mehr, was ich denen sagen soll. Schließlich bin ich es, die ihren Kopf hinhalten muss.“

„Wir haben momentan keine Erkenntnisse, die Sonderschichten rechtfertigen.“

„Sie scheinen überhaupt keine Erkenntnisse zu haben“, konterte seine Vorgesetzte eisig. „Ich habe ja einen langen Atem und wäre die Letzte, die kein Verständnis dafür hat, dass Ermittlungen manchmal ihre Zeit brauchen, aber was Sie da momentan leisten...“

Kesselschmied war froh, als er sie abwimmeln konnte, ohne dass ihr klar geworden war, dass er das ganze Wochenende nicht zu arbeiten gedachte.

IV.

Das Wetter blieb schön. Kesselschmied und seine Frau holten am Sonntag die Räder heraus und luden sie in die S-Bahn Richtung Osten. Die Bahn war voll, dreckig und brauchte genauso lange wie immer. Eigentlich war Kesselschmied die Ausflugsstimmung schon vergangen, als sie Grünau erreichten. Aber er und Ann-Sofie hatten sich vorgenommen, dieses Jahr nicht immer nur stupide in den Grunewald zu fahren, sondern – elf Jahre nach der Wende – endlich mal die Erholungsgebiete im Osten von Berlin kennen zu lernen

„Hübsch ist es ja, aber Naherholung kann man das eigentlich nicht mehr nennen“, stöhnte Sofie, als sie endlich im zarten Vorostergrün an der Dahme entlang radelten.

„Hauptsache, Erholung“, gab Kesselschmied zurück.

Doch kaum saßen sie auf der Schmöckwitzer Brücke auf einer Aussichtsterasse in der erstaunlich starken Frühlingssonne, da wanderten Kesselschmieds Gedanken wieder Richtung Arbeit. Wie konnte er nur an den Mörder von Karin Mehrmann herankommen? Und wie das Mädchen finden?

„Heinrich“, unterbrach ihn Ann-Sofie. Sie musste ihn schon eine ganze Weile beobachtet haben. Dabei hatte sie mit dem Strohhalm Löcher in die Kugeln ihres Eiskaffees gebohrt. Komisch, dass er gerade das wahrgenommen hatte.

„Ich werde das Gefühl nicht los, dass du in Wahrheit in deinem Büro sitzt“, ließ ihn seine Gattin mit sanfter Stimme wissen.

Kesselschmied schüttelte den Kopf. „Schlimmer! Ich stehe vor dem Schreibtisch meiner Chefin wie ein Schuljunge, der seine Hausaufgaben nicht gemacht hat.“

Ann-Sofie piekte ihren Plastikhalm so fest ins Eis, dass er knickte. „Deine Chefin ist ein Scheusal. Das ist doch nichts Neues“, erklärte sie mit Vehemenz. Sie gehörte normalerweise nicht zu den Frauen, die mit ihren Geschlechtsgenossinnen Probleme hatten. Sie mochte sogar Jasmin, was etwas heißen wollte. Aber an Sybille Wächter hatte sie noch nie ein gutes Haar gelassen. Kesselschmied überlegte, ob es so etwas an seiner Chefin überhaupt gab.

„Im Grunde“, sagte er dann, „treibt mich immer noch am meisten das Mädchen aus der Jungfernheide um.“

„Wenn sogar Gisela sagt, da wäre nichts gewesen“, protestierte seine Frau. Gisela Apel war eine Kapazität. Spuren, die sie nicht fand, gab es nicht.

„Aber wenn jemand ihr das Seil gereicht hat“, überlegte Kesselschmied. „Jemand, der nicht mit im Baumhaus gewesen ist. Wenn das Mädel nun in den Tod getrieben worden ist...“ Eigentlich sollte er über Karin Mehrmann nachdenken. Oder über Jan Kowasch. Der Tod von Andrea Zeisig ging ihn nichts mehr an. „Ich habe das Gefühl, da steckt etwas ganz Ungutes dahinter“, sagte er. „Ob Mord oder Selbstmord: Da gärt noch was. Da ist was vorgefallen, was noch Kreise ziehen kann.“

„Dem kannst du im Moment aber nicht nachgehen“, erwiderte seine Lebensgefährtin pragmatisch. Kesselschmied nickte. Aber der Mörder von Karin Mehrmann, der würde wahrscheinlich nicht noch einmal zuschlagen.

„Benehmen sich wenigstens deine Mitarbeiter anständig?“, erkundigte sich Sofie. Sie kannte natürlich die ständigen Probleme mit und wegen Leonid Sanders.

Kesselschmied gestand ihr, wie schandbar er sich von Jasmin hatte austricksen lassen. „Das hätte nicht passieren dürfen. Ich muss einen totalen Black-out gehabt haben. Ich fürchte, die Geschichte wird unserer Arbeit nicht gerade förderlich sein.“

Leonid Sanders war müde. Er merkte, dass es ihm zunehmend schwerer fiel, sich zu konzentrieren. Jetzt schlug er sich den vierten Tag mit immer den gleichen Typen rum. Ob Ost, West, Türke, Jugoslawe, Berufschüler oder arbeitslos: Die Unterschiede waren marginal, die Fragen immer dieselben, die Antworten auch. Eben hätte er einen Kerl fast wegen der blöden Lügen angemacht, die ihm der Typ davor erzählt hatte. Sein momentanes Opfer war eigentlich recht auskunftsbereit und wenn er behauptete, nichts von dem Schrottauto zu wissen, das Kowasch an die Clique in Weißensee verscheuert hatte, dann stimmte das vermutlich.

„Hatte Kowasch Geld?“, fragte Sanders. „Auto, Klamotten, neues Handy? Wie flüssig war er, wenn ihr losgezogen seid? Hat das gewechselt?“ Eigentlich interessierte ihn das gar nicht. Er wusste längst, dass Jan Kowasch einige Geschäfte zwischen halblegal und

Kleinkriminalität gedreht hatte. Aber er musste seinen Klienten irgendetwas erzählen lassen, um wieder halbwegs klar im Kopf zu werden.

Er würde den Mörder von Jan Kowasch finden. Es war nur eine Frage der Zeit. Aber er wollte sich bei den Ermittlungen keine Fehler leisten, die seinen Kollegen in die Hände spielten. Seine Karten waren nicht schlecht. Kesselschmied bekleckerte sich im Moment nicht gerade mit Ruhm. Wenn der Alte irgendetwas von Taktik verstehen würde, dann hätte er einen Gegner wie ihn, Sanders, nicht aus dem Fall „Mehrman“ raushalten dürfen. Aber zum Glück, dachte der Hauptkommissar, war sein Chef ein seniler Trottel, dem seine Ruhe über den Erfolg ging.

V.

Kesselschmieds Erholung war spätestens in dem Moment im Eimer, in dem er entdeckte, dass sein Gegenüber in der morgendlichen U-Bahn Faber-Press las. Vor seinen Augen tanzte eine fette Schlagzeile mit den Worten „Tote“ und „keine“. Er bückte sich, um mehr zu erkennen. Zu seiner nicht geringen Pein merkte es der Zeitungsbesitzer. „Koof da doch selber eene“, schnauzte er in typisch Berliner Morgenstimmung und faltete sein Blatt so, dass Kesselschmied nicht mehr partizipieren konnte. Nachdem der Kommissar am Wittenbergplatz die U-Bahn verlassen hatte, trieb ihn seine ungute Ahnung an den Zeitungsständer eines Kiosks. Sehr verstohlen äugte er nach dem Blatt, denn selbstverständlich sollte kein noch so zufälliger Passant ihm ein Interesse an Dietrich Fabers Schmutzpostille unterstellen. „4 Tote, aber keine Spur. Wie unfähig ist unsere Polizei?“ bekam er schließlich zu lesen. Kurz entschlossen zog er die Zeitung aus dem Ständer und faltete sie auseinander. Er fand eine textarme, aber reißerisch formulierte Zusammenfassung seiner vier letzten Fälle. Von den Problemen der Kollegen keine Spur. Dafür ein direkter Hinweis auf seine Person: „Kommissar Kesselschmied, intern eher als Taube, denn als tougher Ermittler bekannt, und zwei Assistenten, denen man immerhin ihre völlige Unerfahrenheit im harten Alltagsgeschäft der Mordkommission zugute halten kann, scheinen völlig überfordert.“ Kesselschmied konnte sich lebhaft vorstellen, wie Dietrich Faber sich an dieser Formulierung aufgegeilt hatte. Er wollte die Zeitung schon wieder zurückstecken, als ihn jemand unsanft anrempelte. „Also nee“, stänkerte eine heisere Stimme. „Entweder koofen se se oder klauen se se, aber det is doch keene Bibliotheke hier.“

Als der Kommissar endlich ins Büro kam, fand er zwei seiner Mitarbeiter schon vor. Sanders hockte hinter dem Computer und gab sich gewaltig Mühe, so zu tun, als würde er an einem seiner unsäglichsten Berichte schreiben. Mirko saß ihm gegenüber an Jasmins altem Schreibtisch und bearbeitete seine Fingernägel mit einer Feile. Die brodelnde Stimmung war fast zum Greifen.

„Mirko“, schrie Kesselschmied unbeherrscht los und merkte erst in diesem Augenblick, wie sehr die Grübeleien am Wochenende seinem Nervenkostüm zugesetzt hatten. „Wenn Sie Ihre sinnlosen

Provokationen nicht sofort einstellen, dann bekommen Sie schweren Ärger, das garantiere ich Ihnen.“ Sein jüngster Mitarbeiter schenkte ihm einen kurzen Blick, der irgendwo zwischen schlechtem Gewissen und kindischem Trotz angesiedelt war. Aber er legte die Feile weg. Wahrscheinlich war es sowieso die von Jasmin. Denn wenn er sich überhaupt die Nägel feilte, dann hatte er das bisher jedenfalls noch nie im Dienst getan.

Mit einem befriedigten Blick auf den geklatschten, kleinen Affen gegenüber griff Leonid Sanders zum Telefon und erkundigte sich im Sekretariat, wie er möglichst schnell an einen Dolmetscher für Serbokroatisch und Portugiesisch kam. Die Tippse meinte, das wäre wohl ein bisschen viel verlangt. Er brauchte eine Weile, bis ihm klar wurde, dass sie meinte, er suche jemanden, der beide Sprachen auf einmal konnte. Scheinbar arbeiteten in diesem Laden nur Hirnamputierte. Wahrscheinlich war auch die Vorzimmermiese hauptsächlich mit ihren Fingernägeln beschäftigt. Als sie endlich kapiert hatte, machte sie weiter auf „Großes Problem“. Da taten die Politiker nach außen, als würde das Land von einer Welle der Ausländerkriminalität überschwemmt, aber die Behörden waren gerüstet, als würde nie jemand in Tatverdacht geraten, der der deutschen Sprache nicht mächtig war. Sanders knallte wütend den Hörer auf.

„Meinen Sie wirklich, es bringt was, wenn Sie jeden Jugendlichen im Bezirk verhören?“, erkundigte sich Mirko Behringer.

Doch diesmal ließ Sanders sich nicht provozieren. „Sie kommen mit Ihrem Fall ja auch nicht weiter, oder?“, versetzte er und Behringer errötete programmgemäß.

Jasmin Kunkel hatte Faber-Press natürlich auch schon studiert. In der U-Bahn fand sich immer ein netter Mensch, der bereit war, einem die ausgelesenen Teile seines Revolverblatts zu überlassen. Für sie stand fest, dass jemand diesen Artikel lanciert hatte. Warum sonst wurden aus allen erfolglosen Fällen nur die von Kessel schmied herausgepickt? Warum sonst wurden lediglich die Mitglie-

der des Teams erwähnt, die auf Sybille Wächters persönlicher Hassliste standen, nicht aber Leonid Sanders?

Kesselschmied wollte von solchen Verdächtigungen natürlich nichts wissen. Er dachte immer zu harmlos von seinen Mitmenschen. Dabei wusste er doch auch, dass ihm Sanders von seiner Chefin als Wadenbeißer und U-Boot ins Team gesetzt worden war. Aber mal 1 und 1 zusammenzuzählen, erschien ihm zu böse. Achselzuckend wandte sich Jasmin wieder ihren Recherchen zu.

Sanders hatte endlich das Gefühl, einen Faden in die Hand zu bekommen. Das Kraftfahrzeugamt hatte es nach Tagen geschafft, ihm mitzuteilen, dass Jan Kowasch seine Schrottkarre einem gewissen Mark Eisemann verkauft hatte. Die Kollegen in Weißensee kannten Eisemann und sie kannten auch ein paar Freunde von ihm, die Dreck am Stecken hatten. Sanders hatte sich einen Kerl namens Peter Benz bringen lassen. Der saß gerade vor ihm. Und er log. Das spürte Sanders. Aber einen Beweis hatte er noch nicht.

Benz hatte einen Anwalt dabei, der seinen Mandanten intensiv bearbeitete, keine Aussage zu machen. Also vernahm Sanders den Delinquenten wegen der – allerdings ungeladenen – Pistole, die er glücklicherweise bei sich gehabt hatte, als die Kollegen ihn einsammelten. Sanders wusste inzwischen einiges über illegale Waffen im Berliner Nordosten. Man bekam so was gut bei einem gewissen Sandro, der auch Drogen besorgen konnte und ein paar Nutten laufen hatte. Also bohrte Sanders Peter Benz wegen Dealerei und Förderung der Prostitution an. Seine Anschuldigungen wurden umso unangenehmer, je giftiger sich der Anwalt in die Bresche warf. Sanders hatte inzwischen seine Methoden, mit den Rechtsverdrehern fertig zu werden. Gegenüber Leuten, die Geld damit machten, Kriminellen ihre Strafe zu ersparen, hatte er keine Hemmungen. Immer schön Misstrauen säen – bis der Klient einsah, dass Kooperation mit der Polizei mehr brachte als der teure Lackaffe an seiner Seite. Während Sanders also genüsslich die Pistolengeschichte zur Unterwelt-Seifenopfer aufblähte, wurde Peter Benz langsam unwohl in seinen überdimensionierten Nike-Sportswear-Klamotten. Er musste sich eigentlich zu Tode schwitzen in dem Snowboarder-Anorak. Denn trotz Finanzkrise waren die Diensträume der Polizei noch

erstaunlich gut geheizt. Doch gegen bösen Schweißgeruch hatte sich Benz mit einem Deo gewappnet, das stank, als hätte die Reichsbahn nach der Wende ihre überschüssigen Putzmittel an die Kosmetikindustrie entsorgt.

Dem Anwalt reichte es offenbar. Er forderte wieder mal scharf, seinen Klienten gehen zu lassen. „Sie stellen seit zwei Stunden nur diese eine Frage. Mein Mandant hat darauf nichts zu sagen. Es gibt keine Veranlassung, ihn noch weiter zu belästigen.“

„Er hat meine Frage noch nicht zufrieden stellend beantwortet“, erinnerte Sanders gelassen.

Der Anwalt brauste auf. „Er hat gesagt, er weiß nicht, woher die Pistole ist.“

„Ich sagte zufrieden stellend“, betonte Sanders. „Damit meine ich glaubhaft. – Also, wenn nicht von Sandro, wo haben sie dann Ihre Waffe her?“, wandte er sich wieder an Benz.

„Von so'nem Türken“, versuchte der es wieder mal.

„Larifari“, entgegnete Sanders. „Das hatten wir vor einer halben Stunde schon. Denken Sie sich was Neues aus. Ihrem Anwalt ist langweilig. Der Mann ist teuer, der hat ein Recht darauf, dass ihm was geboten wird.“

Ungeachtet seiner dramatischen Polizeischelte hatte Dietrich Faber es nicht für nötig gehalten, die Ermittlungen durch den Aufruf an die Zeugin aus der U-Bahn zu unterstützen. Seine Kollegen jedoch waren der Bitte nachgekommen und Kesselschmied verbrachte den Vormittag mit dem Auswerten der Anrufe. Die meisten hatten den Tenor: „Die Nachbarn, die haben eine Tochter, die ist blond und treibt sich für ihr Alter ganz schön rum.“ Ein Anruf kam sogar aus Taucha. Soweit Kesselschmied wusste, lag das bei Leipzig. Als er noch jünger gewesen war, hatte er mal ein Falboot besessen, das in den dortigen VEB „Favorit“ hergestellt worden war. Leider meldete sich keine Mutter, die ihrer blondgefärbten Tochter das Geständnis entlockt hatte, sich in der fraglichen Nacht an der Zitadelle herumgetrieben zu haben. Kesselschmied hoffte, dass Mutter und Tochter wenigstens aufpassten. Er sortierte die Anrufe

aus, die immerhin eine lokale Nähe zum Tatort aufwiesen. Er würde ihnen nachgehen, aber er versprach sich wenig davon.

Gegen Mittag störte ihn sein alter Freund Johannes Heller. Hannes war einst seine rechte Hand gewesen und inzwischen selbst Leiter einer Mordkommission. Seitdem fühlte sich Kesselschmied manchmal amputiert.

„Schon Faber gelesen?“, erkundigte sich sein Freund. Er kaute an einer Möhre. Offensichtlich hatte ihm seine Frau wieder mal die Kantine verboten. Schon in jungen Jahren war er eine gewichtige Persönlichkeit gewesen. Langsam durfte er ein ernsthaftes Problem beim Kleiderkauf haben.

„Sicher“, erwiderte Kesselschmied. „Mirko hat sich neulich wegen dem Sexmord-Artikel beschwert, da musste sich der gute Dietrich F. einfach rächen.“

Wie zum Trost hielt ihm Hannes eine Tuperdose voll liebevoll geschälter Gemüseteilchen hin. Kesselschmied wählte ein Kohlrabistück.

„Die Wächterin hat hinterrücks auch schon ein paar fiese Bemerkungen gemacht“, informierte ihn sein Freund.

„Nicht nur hinterrücks“, gab Kesselschmied zurück. „Das ist echt eine Scheiße momentan“, stöhnte er. „Wir greifen nach jedem Strohhalm... Dabei las ich Sanders machen, was er will, damit ich wenigstens mit zwei Leuten vernünftig arbeiten kann.“

Inzwischen fühlte sich Peter Benz tatsächlich von seinem Anwalt im Stich gelassen. „Verdammt, tun Sie endlich was!“, schrie er ihn an. „Dafür werden Sie doch bezahlt. Der Arsch versucht hier seit Stunden, mich fertig zu machen, und Sie...“

Sanders grinste. „Eine Anklage wegen Beleidigung eines Polizeibeamten kann er Ihnen auch nicht ersparen, Herr Benz. Dazu müssen Sie sich schon mit mir gut stellen.“

„Das ist Beeinflussung“, giftete der Anwalt dazwischen.

„Aber nicht verboten“, hielt ihm Sanders entgegen und versuchte, sich den Triumph nicht anhören zu lassen.

„Verdammt, ich weiß doch nichts von dem Mord“, schimpfte Peter Benz.

„Welchem Mord?“, fragte Sanders und brachte sein Opfer planmäßig in Verwirrung.

„Was für ein Mord?“, wiederholte Benz ungläubig. „Ich dachte, das mit Kowasch. Das wollen Sie doch wissen.“

„Ich verhöre Sie gerade wegen unerlaubtem Waffenbesitz.“

„Aber in Wahrheit...“

„Pit, halten Sie den Mund! Der will Sie reinlegen“, warnte sein Anwalt scharf.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, dann können Sie eine Zeugenaussage im Fall ‚Kowasch‘ machen?“, hakete Sanders nach. Peter Benz starrte ihn glotzüngig an. Seine intellektuellen Fähigkeiten waren scheinbar gerade überfordert.

„Mein Mandant weiß nichts über den Mord“, versuchte es der Anwalt.

„Offenbar doch. Warum sollte er sonst darüber reden wollen?“, hielt Sanders dagegen. Benz glotzte noch immer. Natürlich wollte er nicht über den Mord reden. Er wollte nur endlich in Ruhe gelassen werden.

„Ich weiß nichts“, jammerte er. „Ich war doch nicht dabei.“

„Ganz von Anfang an“, mahnte Sanders mit tückischer Sanftheit in der Stimme und setzte sich zum ersten Mal während des Verhörs.

„Woher kennen Sie Jan Kowasch? Von der Sache mit dem Auto?“

„Pit“, mahnte der Anwalt. Doch sein Mandant nickte.

„Vorher hatten Sie nie mit ihm zu tun?“, vergewisserte sich Leonid Sanders. Dabei zog er den Stuhl näher an den Tisch und beugte sich zu seinem Opfer vor. Der Kerl sollte schon merken, dass er jetzt die Chance hatte, aus dem hartem Verhör ein nettes, kooperatives Gespräch zu machen. „Also, wie war das mit dem Auto?“

„Pit, halten Sie den Mund.“ Inzwischen schrie der Anwalt.

Sein Mandant konterte in adäquater Lautstärke. „Verdammt, ich hab keine Lust mehr auf die Scheiße. Wie lang soll ich noch hier sitzen?“

Also ließ sich Sanders mit einem genüsslichen inneren Grinsen schildern, wie Mark Eisemann den baufälligen Toyota von Jan Kowasch gekauft hatte. Als er dann fragte „Glauben Sie, dass Ihr Freund Mark sich an Kowasch hat rächen wollen?“, protestierte Peter Benz natürlich energisch.

Sanders nickte, als würde er ihm das abnehmen. „Dann erzählen Sie mir bitte noch, wann Sie Mark Eisemann in den letzten vier Wochen getroffen haben?“

Peter Benz fiel fast vom Stuhl. „Vier Wochen?“

„Wir müssen uns ein genaues Bild machen“, behauptete Sanders und versuchte, verständnisheischend zu klingen, „wer die Wahrheit sagt, wer lügt und was genau passiert ist. So einfach, wie es im Fernsehen aussieht, ist das nicht. Polizeiarbeit ist zum größten Teil lästiger Kleinscheiß.“ Sanders hoffte, dass der grüne Kollege an der Tür nicht zu grinsen anfang.

Der Anwalt erregte sich wieder: „Mein Mandat wird gar nichts sagen.“

Doch sein Mandant hatte nun endgültig genug von ihm. „Damit die mich ewig nerven?“, fauchte er. „Ich hab schließlich nichts getan.“

Sanders nickte beifällig. „Tut mir leid, dass ich Ihnen den Scheiß nicht ersparen kann“, sagte er. „Also, wann haben Sie Mark getroffen?“

„Am Abend von diesem Mord da war er bei mir“, versicherte Pit eifrig.

„Gehen wir der Reihe nach vor“, mahnte Sanders. Durchflochten von Entschuldigungen zog er Benz dann jede Menge sinnloser Details aus der Nase. Als sie beim Mordabend angelangt waren, war sein Opfer mehr als mürbe. Peter Benz beharrte zwar, Eisemann wäre bei ihm gewesen, aber es klang ziemlich verzagt. Es wusste, dass er es nicht schaffen würde, genügend glaubwürdige Einzelheiten über den Abend zu erfinden. Und es war ihm vermutlich auch klar, dass seine Aussage nie und nimmer widerspruchsfrei zu der von Mark Eisemann passen würde.

„Pit, er hat kein Recht dazu“, jammerte der Anwalt.

„Ihr Mandant sagt freiwillig aus“, erinnerte Sanders. „Sie haben doch gehört, er hat nichts zu verbergen. Wollen Sie ihn jetzt dazu bewegen, sich verdächtig zu machen?“ Er machte eine kleine Kunstpause. „Damit das Honorar stimmt?“

Der Rechtsheini explodierte. Sanders ließ ihn zwei Minuten toben. „Würden Sie uns jetzt bitte hier weitermachen lassen?“, erklärte er dann eisig. „Ihr Mandant möchte irgendwann nach Hause.“

Peter Benz guckte dankbar. Aber er verhaspelte sich natürlich hoffnungslos in den angeblichen Details des Abends. Sanders war-

tete eine Weile, bis er begann, ihn milde auf Widersprüche hinzuweisen.

„Herr Benz“, sagte er schließlich. „Reden wir doch Klartext! Mark war an diesem Abend nicht bei Ihnen.“

Pit schwieg.

„Es ehrt Sie, dass Sie einem Freund helfen wollen, aber so reiten Sie sich nur selbst rein.“

Das Opfer schluckte sichtbar.

„Also, er war an diesem Abend nicht bei Ihnen?“, hakte Sanders nach. Pit brauchte eine Weile. Aber dann rang er sich zu einem Kopfschütteln durch.

„Wissen Sie, wo er wirklich war?“

Kopfschütteln.

„Ist Ihnen irgendetwas bekannt, was darauf hindeutet, dass er der Mörder von Kowasch sein könnte?“

Kopfschütteln.

Sanders legte noch ein wenig mehr Mitgefühl in seine Stimme. „Aber Sie wissen auch nichts, was ihn entlastet?“

Nicken. Gepaart mit einem ziemlich verzweifeltem Blick.

Sanders machte weiter: „Aber vermutlich war er ziemlich sauer und hat möglicherweise auch rumgetönt ‚Den Arsch mach ich kalt‘ oder so was?“

Der Automatismus funktionierte inzwischen. Peter Benz nickte wieder.

Sein Anwalt jaulte auf: „Sie Idiot, Sie gottverdammter Idiot“, schrie er.

Der gute Pit sah nun doch wieder etwas unsicher drein.

Sanders seufzte. „Wenn wir jeden festnehmen, der so was schon mal gesagt hat, dann würden keine Männer mehr frei rumlaufen“, behauptete er und brachte Peter Benz programmgemäß zu einem zaghaftem Grinsen. „Okay“, fuhr Sanders fort. „Probieren wir es anders! Kennen Sie sich mit Messern aus? Wissen Sie zufällig, ob Marks Waffe ein Butterfly ist?“

Pit schüttelte den Kopf. „Nighthawk Tanto Fighter“, korrigierte er und sah erleichtert aus. „Butterfly ist ziemlich out, Mann.“

Der Anwalt jaulte wieder. „Merken Sie nicht, dass er Sie reinlegt? Der hat doch keine Ahnung. Das war doch ein Trick.“

„Aber ich hab doch nur...“, schrie Pit zurück. Während die beiden sich anbrüllten, gab Sanders vor, gelangweilt mit seinem Handy zu

spielen. Vermutlich war er in Peter Benz Augen 15 Jahre zu alt, um zu wissen, was eine SMS war. Die Empfängerin seiner Zeilen war sogar schon um die 50, sah aus wie Herta von der Wurstbude und war die Tippse der Weißenseer Kollegen. Ein Multimedia-Junkie, wie ihm die Belegschaft vorgejammert hatte. Sie hatte sich mit glänzenden Augen bereit erklärt, jegliche Frage, die er ihr während des Verhörs schicken würde, auf der Stelle mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu klären. Als Peter Benz endlich seinen Anwalt zum Schweigen gebracht hatte, war die Message weg und Sanders konnte das Handy achtlos zur Seite legen.

„Sie haben doch gesagt, dieser Kowasch wurde mit einem Butterfly kalt gemacht?“, vergewisserte sich Pit.

„Ich habe Sie gefragt“, korrigierte Sanders. „Sagen darf ich Ihnen nichts. Das sind Ermittlungsergebnisse. Da bin ich zu totalem Stillschweigen verpflichtet.“

„Aber Sie hätten mich doch nicht gefragt...“

Sanders antwortete mit einem kumpelhaftem Grinsen.

„War's das?“, wollte Peter Benz wissen.

Sandes nickte. „Ja, ich denke, damit sind wir durch. Leider kann ich Ihnen das Protokoll nicht ersparen.“

„Sie werden schon merken, was Sie sich eingebrockt haben, Pit“, orakelte der Anwalt.

Sanders machte eine Kopfbewegung in seine Richtung. „Schicken Sie den Kerl doch heim! Der kostet Sie nur Geld.“

Ohne Rechtsbeistand akzeptierte Peter Benz brav das Protokoll, das Sanders ihm vorlegte.

„Ihren Freund Mark müssen wir natürlich trotzdem noch befragen. Auch wenn er kein Butterfly hat. Vielleicht hat er ja einen Tipp für uns. Wissen Sie, wo wir ihn erreichen?“

„Im Moment pennt er bei seiner Freundin“, erklärte der weich gekochte Pit bereitwillig. „Weil der ihre Alten weg sind...“

„Danke“, sagte Sanders und notierte die Adresse. Jetzt hatte Pit seinen Kumpel endgültig verraten. Was angesichts eines Mordes völlig okay war. „Da wäre natürlich noch die Sache mit Ihrer Waffe“, erinnerte Sanders. Peter Benz zuckte zusammen und sah ihn ungläubig an. „Der Besitz ist strafbar. Selbst wenn Sie das Ding nur gefunden haben, hätten Sie es abliefern müssen. Aber es kommt natürlich auch auf den Zeitrahmen an...“

Wie von selbst stolperte der gute Pit in die offene Tür, die ihm geboten wurde. „Ja, ja, ich hab die gefunden. Echt. Erst vor `ner Woche. In der U-Bahn. Nachts. Ich war allein. Und plötzlich seh ich da was unter dem Sitz. Ich wollt die echt abliefern, aber bin nicht dazu gekommen. Zuviel Stress!“

„Okay“, meinte Sanders. „Da braucht es leider noch mal ein Protokoll. Das macht der Kollege von der Wache hier. Aber danach ist die Sache vom Tisch. Das verspreche ich Ihnen!“

Sanders verabschiedete sich von einem dankbarem Peter Benz und wies den Kollegen diskret an, die Protokollaufnahme mindestens auf eine halbe Stunde auszudehnen. Von der Sekretärin erfuhr er, dass Länge und Breite eines Nighthawk Tanto Fighter zu den Stichwunden in Jan Kowaschs Körper passten. Er revanchierte sich mit der Bemerkung, sie sei einer von vier oder fünf fähigen Menschen, die er während seiner ganzen Laufbahn bei der Polizei getroffen habe. Dann rief er seinen Chef an.

„Ich hab den Mörder von Kowasch. Aber wir müssen ihn festnehmen, bevor er gewarnt wird. Sind die Kunkel oder der Behringer in der Nähe?“ Wenigstens stellte Kesselschmied keine langen Fragen, aber er konnte nur Behringer zur Verfügung stellen. Sanders wäre Jasmin Kunkel lieber gewesen.

Es war halb fünf nachmittags. Nicht hoffnungslos, einen 20jährigen ohne feste Arbeit zuhause anzutreffen. Davon hing viel ab. Denn ganz sicher würde der gute Pit Freund Mark anrufen, sobald die Kollegen ihn entlassen hatten. Und vermutlich würde Mark Eisemann genau wissen, dass Jan Kowasch nicht mit einem Butterfly erstochen worden war.

Mirko Behringer hatte wenig Lust auf eine gemeinsame Aktion mit Sanders. In ihm stiegen unangenehme Erinnerungen an ihren ersten gemeinsamen Fall im Dezember hoch, als aus einer Verhaftung fast ein Desaster geworden war.

„Haben Sie das SEK verständigt?“, erkundigte er sich bei seinem Kollegen, als er am vereinbarten Treffpunkt in Pankow angekommen war.

„Sonst noch was, Sie Schwachkopf?“, schnauzte sein Kollege zurück. „Soll ich schön sichtbar das Haus umstellen? Damit er weiß,

dass er die Tatwaffe schnell verschwinden lassen muss? Oder vielleicht eine Geisel nimmt?“

Mirko schwieg. Eigentlich war es eine klare dienstliche Anweisung, bei der Verhaftung bewaffneter Täter das SEK hinzu zu ziehen. Gut, bei einem einzelnen Jugendlichen mit einem Messer war das vielleicht übertrieben. Mit einem anderem Kollegen hätte Mirko auch keine Bedenken gehabt. Mit Sanders schon.

Sie befanden sich in einer noblen Wohngegend. Schicke Villen, schicke Autos. Unmittelbar vor Mirkos Wagen war ein Schmuckstück von Oldtimer geparkt, ein feuerroter Alfa Romeo, der aussah, als würde er täglich gründlich poliert. Nicht einmal Sanders konnte sich verkneifen, kurz stehen zu bleiben und einen Blick zu riskieren.

„Das waren noch Autos, was?“, fragte Mirko.

Sein Kollege zuckte wie ertappt zusammen, starrte ihn finster an und knurrte dann: „Wir sind hier bei der Arbeit, nicht beim Stadtbummel.“

Mirko setzte zum Protest an. Aber Sanders hatte sich schon umgedreht und war weitergegangen. Kurz vor dem nächsten Eckhaus blieb er stehen.

„Warten Sie hier!“, wies er Mirko an, „und behalten Sie die Rückfront im Auge. Wenn Eisemann türmt, dann erwarte ich, dass Sie schneller sind. Klar?“ Mirko nickte. „Und notfalls machen Sie auch von Ihrer Schusswaffe Gebrauch. Denn dazu ist so ein Ding da.“

„Sanders hat sie jedenfalls einmal zu oft gebraucht“, dachte Mirko boshaft. Er würde sich an das halten, was man ihm während der Ausbildung für Situationen wie diese beigebracht hatte.

„Versuchen Sie ein bisschen unauffällig zu wirken“, forderte sein Kollege noch. Dann ging er auf den Eingang der Villa zu.

Mirko suchte sich einen Punkt, von dem aus er die Rückfront des Hauses gut im Auge behalten konnte. Dann holte er eine Tafel Schokolade aus der Tasche. Er war seit dem Frühstück nicht mehr zum Essen gekommen. Außerdem würde ihn der Gesuchte damit bestimmt nicht für einen Bullen halten, wenn er zufällig aus dem Fenster sah.

Sanders hoffte vor allem, dass sich Mark Eisemann wirklich in diesem Nobel-Domizil aufhielt. Die Kartei der Kollegen aus Weißensee hatte den mutmaßlichen Mörder von Jan Kowasch als ziemlich brutal ausgewiesen. Einer, der auf eine stinknormale Beleidigung schon mal mit schwerer Körperverletzung reagierte. Sanders hatte kein Interesse daran zu erfahren, was Eisemann tun würde, wenn er gejagt wurde.

Er klingelte. Es wurde ihm auch prompt geöffnet. Leider nicht von dem Gesuchten, sondern einem Mädchen. Typ Highschool-Prinzessin.

„Ist Mark da?“, fragte Sanders.

Die Prinzessin blickte pikiert. „Was wollen Sie denn von ihm?“

„Ist hier der Zoll, oder was?“

Blöderweise schien der Kleinen klar zu sein, dass ihr Macker mehr Feinde als Freunde hatte. Da brauchte man nicht mal wie ein Bulle auszusehen, um unerwünscht zu sein. Er hätte Behringer schicken sollen, dachte Sanders angesichts des alarmierten Blicks der Kleinen sarkastisch. Sein Kollege sah harmlos genug aus – aber war es vermutlich auch, wenn es hart auf hart kam. „Jetzt holen Sie Ihren Freund schon“, forderte er ungeduldig. „Ich hab nicht ewig Zeit.“

Prinzesschen zögerte einen Moment, zwischen Autorität und Loyalität hin und her gerissen. Doch dann siegte das Bedürfnis, ihren bösen Buben zu schützen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie? Kommen Sie wegen Zopp?“

„Ich kenn keinen Zopp“, knurrte Sanders. „Wird’s jetzt bald? Ich hab deinem Macker was zu sagen. Und ich denke, es interessiert ihn ziemlich.“

Die Prinzessin geruhte offensichtlich nachzugeben. „Ich frag ihn“, ließ sie huldvoll wissen und machte Anstalten, Sanders die Türe vor der Nase zuzuschmeißen. Aus einem Reflex heraus schob er den Fuß dazwischen.

„Hilfe“, kreischte die Kleine los. „Mark, hilf mir!“

Mirko Behringer versuchte, unauffällig zu wirken und beobachtete das Haus nur aus den Augenwinkeln heraus. Er hörte ein Mädchen kreischen und einige Augenblicke später hastete jemand die Keller-treppe hinauf in den Garten. Mirko ließ seine Schokolade fallen und

setzte zum Spurt an. Der Mann hielt auf die vordere Ecke des Grundstücks zu. ‚Spätestens, wenn er über den Zaun will, hab ich ihn‘, dachte Mirko, den Blick fest auf Eisenmann gerichtet. Das parkende Auto zu seiner Linken nahm er erst wahr, als ihn eine aufgerissene Türe jäh von den Füßen holte. Bevor er wirklich registrierte, wie ihm geschah, fand er sich schon völlig benommen auf dem Boden wieder. Schmerzhaft spürte er das Pflaster unter seinen Händen. Es war ebenso historisch wie kaputt. Kleine, quadratische Steinklötzchen, einst dicht nebeneinander in das sandige Erdreich geschlagen, waren mit der Zeit durch Baumwurzeln wellig aufgetrieben worden und streckten ihre scharfe Kanten nach oben. Eine besonders unangenehme presste sich gegen seinen linken Schienbeinknochen. Während er vorsichtig versuchte, sich zu bewegen, wurde über ihm die Autotür mit lautem Krachen zugeschlagen. Dahinter kamen glänzend polierte Lederschuhe und graue Hosenbeine zum Vorschein, die mit dem genau vorgeschriebenen einen Knick auf dem Spann aufsaßen.

„Können Sie nicht aufpassen, Sie Idiot?“, wurde Mirko von oben herab angeschnauzt. „Sehen Sie nicht, was für eine verdammte Schweinerei Sie hier angerichtet haben?“ Mühsam rappelte sich Mirko hoch. Der Anzugträger wischte unterdessen hektisch mit einem weißem Tuch an der Kante der nunmehr geschlossenen Autotüre herum. Er sah nicht älter aus als Mirko selbst.

Vorsichtig rieb sich dieser den Sand von den aufgeschürften Handflächen und befühlte sein schmerzendes Kinn. Es blutete. Scheinbar hatte er es sich an der Kante der Autotür aufgeschlagen.

„Glück gehabt“, ließ ihn der Besitzer der Karre jedoch wissen. „Wenigstens haben Sie keine Kratzer reingemacht.“

Mirko realisierte erst so langsam, was passiert war. Eigentlich, kam ihm zu Bewusstsein, war er derjenige, der Grund zu Anschuldigungen hatte. Der Gehsteig war so eng, dass nicht mal mehr ein Hund an der aufgerissenen Tür vorbei gekommen wäre, und der Kerl parkte auch noch entgegen der Fahrtrichtung. Der sollte eigentlich auf Knien dankbar sein, dass er kein fahrradfahrendes Kind gekillt hatte!

„Sie...“, setzte Mirko wütend an, doch da kam ihm Sanders dazwischen.

„Verdammt, Behringer, Sie haben ihn doch nicht etwa abhauen lassen?“, schrie er.

Mark Eisemann hatte Mirko für einen Moment glatt vergessen. Außerdem war ihm so schwindlig, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Seine Verteidigung klang mehr als lasch. „Aber ich... Der hat doch einfach...“

„Das ist mir scheißegal“, schnitt ihm Sanders das Wort ab. „Wo ist er hin?“

„Hab ich doch nicht sehen können“, wehrte Mirko ab.

Sanders fluchte. „Behalten Sie das Haus im Auge! Und wenn die Prinzessin versucht, abzuhaufen, dann verhindern Sie das. Diesmal aber wirklich!“

Er wandte sich Richtung Auto und entdeckte die knallrote Schokoladenhülle, die Mirko hatte fallen lassen. „Wieder mal am Fressen gewesen statt auf Posten, was?“, schrie er unbeherrscht. „Mit Ihnen ist man echt gestraft.“

„Ich kann doch nichts dafür“, schimpfte Mirko.

„Noch lauter“, brüllte sein Kollege. „Damit Sie auch ja jeder hört.“

Der Autobesitzer hatte sich inzwischen aus dem Staub gemacht, Sanders war in Richtung seines Wagens verschwunden. Mirko versuchte, alle Hassgefühle herunterzuschlucken und darüber hinaus seine diversen Schmerzen zu ignorieren. Ihnen war gerade ein potentieller Mörder entkommen. Da war die Frage nach der Schuld zweitrangig. Die Auseinandersetzung mit Sanders musste warten.

Als sein Kollege nach ein paar Minuten wiederkam, hatte sich am Haus nichts getan.

„Was hatte Eisemann an? Jacke?“, wollte Sanders wissen.

Mirko schüttelte den Kopf. „T-Shirt oder so ähnlich.“

„Also hat er sein Messer wohl nicht bei sich.“ Sein Kollege zog sein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer, die er von einem kleinem Zettel ablas.

„So, nun mal Klartext, Prinzessin“, sagte er, als abgenommen wurde. „Hier ist die Kripo und wir hätten gerne das Messer von Ihrem Macker. Der Durchsuchungsbefehl ist in Arbeit. Sie haben zwei Möglichkeiten. Sie können versuchen, das Ding zu verstecken. Aber ich sag Ihnen gleich: Fürs Klo ist es zu lang und raus kommen sie nicht. Da stehen wir. Alle Verstecke im Haus werden unsere Leute finden. Wenn Sie also keine Anzeige wegen Beihilfe zur Verschleierung einer Straftat wollen, und keinen Ärger mit ihren Eltern,

weil die schöne Inneneinrichtung Kleinholz ist, dann bringen Sie uns das Ding besser freiwillig.“

Mirko vernahm wage, dass Mark Eisemanns Freundin am anderen Ende der Leitung wie ein Rohrspatz schimpfte.

„Nein, er hatte es nicht dabei“, unterbrach Sanders. „Das haben wir gesehen. Aber bitte: Lassen Sie es drauf ankommen. Dann zeigen wir Ihnen mal, was unser Schnüffeltrupp kann.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schaltete Sanders das Handy aus und steckte es weg.

„Ich konnte wirklich nichts dafür“, nutzte Mirko die Pause. „Ich war an Eisemann dran. Da hat der Idiot die Türe aufgerissen.“

„Halten Sie endlich die Schnauze“, herrschte Sanders ihn an.

Irgendwann erschien tatsächlich das Mädchen an der Haustür und reichte Sanders mit verkniffenem Gesicht ein langes Messer. Scheinbar das größte, das sie in der Küche gefunden hatte.

„Ich will nicht das Ding, mit dem Ihre Mutter Kohlrabi schneidet“, versetzte Sanders sarkastisch. „Ich will einen Nighthawk Tanto Fighter.“

„Sie Arschloch“, schrie Mark Eisemanns Freundin und knallte die Tür wieder zu.

Mirko erwartete Aktion, aber Sanders tat nichts dergleichen. Nach vielleicht zehn Minuten tauchte das Mädchen wieder auf. Diesmal brachte sie etwas mit, was nach einem Kampfmesser aussah. Es war tiefend nass und auf der Klinge saßen kleine schillernde Schaumbläschen, die nach Spülmittel rochen. Sie blickte Sanders mit trotzigem Klein-Mädchen-Triumph an. Der zog einen Plastikbeutel aus der Jackentasche und ließ die Waffe hineingleiten. Sie war Jan Kowasch bis zum Heft in den Bauch gestoßen worden. Das Labor würde trotz der Spülaktion zwischen Klinge und Griff noch genug feine Blut- und Fettpartikel mit der DNA des Opfers finden.

Heinrich Kesselschmied wusste wieder einmal nicht, ob er sich freuen sollte oder sein Schicksal verfluchen. Scheinbar war es Sanders tatsächlich gelungen, den Fall „Kowasch“ im Alleingang aufzuklären. Andererseits hatten seine beiden Mitarbeiter mal wieder grandios unter Beweis gestellt, dass man sie nicht zusammen los-

schicken durfte. Im Augenblick standen sie vor ihm und brüllten sich an.

„Das ist doch nicht meine Schuld, verdammt noch mal, dass der Idiot genau in dem Moment die Tür aufreißt“, schrie Mirko.

„Wenn es um die Festnahme eines Mörders geht, dann erwarte ich von einem Kollegen, dass er seine Hände frei hat und sich hundertprozentig auf seine Aufgabe konzentriert“, konterte Sanders nicht weniger laut und wütend.

Es war klar, dass die beiden diese Argumente schon einmal ausgetauscht hatten. Dies war nur die Show fürs Publikum. Kesselschmied beendete die ebenso destruktive wie sinnlose Debatte mit einem „Meine Herren, das reicht“ und brachte beide dazu, beleidigt auszusehen. Wahrscheinlich war die Sache mit der Autotür wirklich ein blöder Zufall gewesen, für den Mirko nichts konnte. Andererseits kannte der Gruppenleiter auch die vielen kleinen Disziplinlosigkeiten seines jüngsten Mitarbeiters.

Kesselschmied versuchte, Sanders auf dem Weg zum Bus abzufangen. Eigentlich wirkte sein Mitarbeiter wie ein Mann, der nicht ohne Auto vorstellbar war. Auch ein Faible für Motorräder hätte zu ihm gepasst. Doch sein Chef wusste inzwischen, dass Sanders nicht gerade ein guter Fahrer war. Kesselschmied hatte sich schon manchmal gefragt, wie tief den das wurmte.

„Können Sie nicht diesen Hickhack mit Mirko Behringer sein lassen?“, bat er Sanders, als er ihn erreicht hatte. „Das bringt doch nichts. Warum wollen Sie ihn mit Gewalt fertig machen?“ Seine Wortwahl gefiel ihm nicht, und er erwartete heftigen Widerspruch.

Doch Leonid Sanders meinte nur: „Aus dem Kerl wird nie ein richtiger Bulle. Je eher er das einsieht, umso besser für alle. Und damit wir uns recht verstehen: Mich stört nicht, mit wem Behringer ins Bett geht. Mich stört seine Unfähigkeit im Dienst.“

„Unsinn“, widersprach Kesselschmied. „Er ist noch jung. Er hat nicht Ihre Erfahrung. Da hat man ein Recht auf gewisse Fehler.“ Im Grunde war Mirko Behringer für sein Dienstalter ein ausgezeichnete Polizist. Seine Launen und Schlampereien allerdings konnte man im Alter von siebenundzwanzig schwerlich als Jugendsünde abtun.

Prompt schlug Sanders in diese Kerbe. „Er hat weder den Biss noch die Disziplin, die man für unseren Job braucht. Und Sie kreiden ihm seine Fehler nicht mal an.“

„Es fällt mir schwer, berechnete Kritik zu üben, wenn Sie ihm schon genug unberechnete um die Ohren gehauen haben“, versetzte Kesselschmied bissig.

Sanders beeindruckte das nicht. „Tut mir leid, aber ich bin der Meinung, dass es bei unserer Arbeit um mehr als ein gutes Betriebsklima geht“, erklärte er barsch. „Eisemann ist gefährlich.“ Und damit drehte er sich um und setzte seinen Weg eilig fort. Kesselschmied sah ihm nach. Als Sanders aus seinem Blickfeld verschwunden war, ging er seufzend zur U-Bahn. Nein, irgendwie konnte ihn der Erfolg im Fall „Kowasch“ nicht so richtig glücklich stimmen.

Er hätte sich einen ruhigen Abend mit Sofie gewünscht. Doch schon bevor er die Wohnung betrat, empfing ihn Kindergekreisch. Drinnen durfte er seine Frau erst mal aus den Fängen von Enkel Jonathan befreien, der sich mit beiden Fäusten in ihren Haaren verkrallt hatte. Kesselschmieds dezenter Hinweis, dass er seine Oma aber nicht nett behandle, ließ die Begeisterung des knapp Anderthalbjährigen gleich noch um einige Dezibel ansteigen.

„Astrid hat ihn nach der Krippe vorbeigebracht“, informierte Sofie. „Schiebt mal wieder Überstunden. Und Jochen ist auch noch im Büro. Das Übliche halt. Kümmerst du dich um ihn? Dann mache ich was zu essen.“

Kesselschmied liebte seinen Enkel durchaus. Vorzugsweise Sonntag nachmittags oder in den Ferien. Abends nach einem anstrengenden Dienst hätte ihm auch ein niedliches Foto von Jonathan gereicht. Doch selbstverständlich hatte er seiner Tochter Astrid, einer engagierten jungen Ärztin, seinen Beistand versichert, wann immer sie ihn brauchte. Er hatte sich ihre berufliche Belastung allerdings nicht ganz so groß vorgestellt.

Als Astrid kam, um ihren Sohn zu holen, war dessen Großvater gerade in eine Kissenschlacht verwickelt.

„Jaja, der Staatsdiener mit dem geregeltem Feierabend“, erklärte seine Tochter mit tiefem Seufzer. „So gut wie du, möchte ich es auch mal haben, Papa.“ Kesselschmied fand, dass Astrid eigentlich während ihrer Kindheit eine realistischere Vorstellung vom Stundenplan eines Kripo-Beamten bekommen haben musste. Aber anscheinend hatte sich die Vergangenheit gegenüber ihrer eigenen

Belastung rosig verklärt. „Ich darf jetzt noch den ganzen Haushalt schmeißen, während Jonathan wie eine Klette an mir hängt und Jochen natürlich noch ein superwichtiges Geschäftsessen hat“, informierte sie.

Unglücklicherweise kam Sofie gerade rechtzeitig ins Zimmer, um die Klage ihrer Tochter mit anzuhören. „Hör auf, deiner Putzfrau hinterher zuwischen, und kauf dem Kleinen einen Laufstall“, erklärte sie resolut.

Astrid ließ ein empörtes Auflachen hören. „Also wirklich, Mama! Gott sei Dank, gehören solch rabiate Methoden inzwischen doch zum alten Eisen.“

„Ihr habt das auch überstanden“, erinnerte Sofie ungerührt.

„las das bitte meine Sache sein“, wehrte ihre Tochter mit schneidender Schärfe ab. „Ich rede dir in deinen Kram auch nicht rein!“

Kesselschmied fühlte sich lebhaft an die Szene vom Nachmittag in seinem Büro erinnert, auch wenn die beiden Frauen sich nicht zu ordinärem Gebrülle herabließen. Astrid, die Perfektionistin, und Sofie, die Pragmatikerin, waren nie sonderlich gut miteinander klar gekommen. Und leider hatten sie beide ein zu starkes Ego, um einander einfach anders sein zu lassen.

„Ich wär wahnsinnig geworden, wenn bei jedem Handgriff ein Kind an mir gehangen hätte“, musste Sofie ihm dann beim Abendessen erklären. „Und ich war keine vielbeschäftigte Ärztin. Ich hatte Zeit.“

Kesselschmied war müde. „Sie will halt immer alles richtig machen“, versuchte er abzuwiegeln. „Lieber reibt sie sich völlig auf, als mal ein paar Abstriche in Kauf zu nehmen.“

Doch seine Frau war in Kampfstimmung. „Was ist richtig?“, versetzte sie. „Sie hat doch gar keine Zeit mehr, sich wirklich um den Kleinen zu kümmern. Der kriegt doch dauernd nur zu hören: Jonathan, geh weg da, Jonathan, lass Mama machen, Jonathan, willst du nicht was spielen?“

Mirko Behringer hoffte auf Andis Trost und Kochkünste. Doch als er heimkam, hing an der Pinnwand ein Zettel „Bin bei Raoul & Mike“. Frustriert riss er den Wisch herunter und pfefferte ihn zu-

sammengeknäult in die nächste Ecke. Dann schmiss er die Schuhe hinterher und ging erst mal in die Küche, um den Kühlschrank zu inspizieren. Natürlich hatte Andi nicht gekocht, bevor er gegangen war, und es gab auch keine leicht aufwärmbaren Reste. Mirko griff nach dem Gurkenglas, fischte sich eine besonders dicke heraus und ging dann ins Bad, um seine Prellungen und Abschürfungen zu behandeln. Bis Andi wieder kam, konnte es leicht halb zwei oder halb drei werden. Raoul war ein Freak mit einer legendären Video-Sammlung, und auch Andi war zu Exzessen wie einem Star-Wars-Komplett-Feature fähig. Für Raouls derzeitigen Lebensabschnittsgefährten Mike dagegen fiel schon die Olsen-Bande unter die Rubrik „Gewaltfilme“. Er bevorzugte avantgardistische französische Filmkünstler, bei denen sich die Menschen allein durch die Kraft ihrer Worte in den Wahnsinn trieben. Wenn sich zum Schluss einer aufgehängt hatte, der zweite erschossen und der dritte in die Psychiatrie eingeliefert worden war, dann fand Mike das sensitiv und tiefgründig. Vermutlich würde er trotzdem mit auf dem Sofa hocken, um Raoul und Andi ständig in ihre geliebten Action-Klassiker reinzujammern. Aber die beiden waren hart gesotten und würden sich davon nicht stören lassen.

Mirko machte einen neuen Versuch, im Kühlschrank etwas Verlockendes zu finden. Ergebnis wieder negativ. Er stolchte ziellos durch die Wohnung, entdeckte eine Saftflasche, nahm einen Schluck und probierte es dann mit dem Fernseher. Er zappte von Talk zu Talk, zu Werbung, zu Ami-Billig-Krimi und wieder zu Talk. Dann schaltetet er aus. Er konnte natürlich bei Raoul und Mike auftauchen. Er mochte zwar ebenfalls keine Action-Filme, aber es würde ihm mühelos gelingen, Mike mit ein paar gezielten Bösartigkeiten in den Wahnsinn zu treiben. Er konnte ihn dafür büßen lassen, dass sein Lover Andi gerade dann zu debilen Glotzabenden verführte, wenn Mirko ihn gebraucht hätte. Dieser spielte in Gedanken ein paar schöne Gemeinheiten durch, dann begrub er die Idee. Mike und Raoul terrorisierten einander schon genug, da brauchte es keinen Dritten mehr. Und gegen Sanders und den Typen mit der Autotüre waren sie echte Schätze.

Mirko probierte es noch einmal erfolglos mit dem Kühlschrank, drehte die nächste Runde durch die Wohnung und entschied sich schließlich – mit dickem Pullover ausgerüstet – für den Balkon. Im Moment ging wirklich alles schief. Er hatte sowohl bei Kessel-

schmied wie bei Jasmin deutliche Verachtung gespürt, als Sanders die blöde Schokolade erwähnte. Aber wie zum Teufel sollte er un-auffällig wirken, wenn er sich mit nichts beschäftigen durfte, was harmlos war? Da wollten die Kollegen, dass einer nicht wie ein Bulle aussah, und verlangten gleichzeitig stramme Habachtstellung. Die Schokolade hatte bei der ganzen Panne überhaupt keine Rolle gespielt. Warum hatte nicht wenigstens sein Chef das geglaubt? Sanders alleine zählte nicht. Aber wenn sich Kesselschmied auf dessen Seite schlug...

Mirko hockte noch auf dem Balkon, als Andi heimkam. Scheinbar hatten er und Raoul sich auf zwei Filme beschränkt. Dazu mussten sie reichlich Bier und Chips konsumiert haben, wie Mirko feststellte, als sein Liebster ihm den Arm um den Hals legte und ihn küsste.

„Na?“, fragte Andi, wartete eine Antwort aber gar nicht ab. Es gab wenig, was ihn so animierte wie die verkorksten Beziehungen anderer Leute.

Doch Mirko wehrte ab, als die Zärtlichkeiten fordernder wurden. „las bitte, ich bin nicht in der Stimmung dazu.“

Leider respektierte Andi solche Bemerkungen mehr als seinem Freund lieb war. Anstatt besorgte Nachforschungen anzustellen und irgendwelche Trostprogramme zu starten, sagte er nur kurz „Okay“ und ging hinein. Mirko wäre ihm gerne nachgelaufen. Doch auf die „Hab ich nicht so gemeint“-Schiene reagierte sein Schatz meist wenig positiv.

Sanders hätte seinen Ärger gerne an jemandem ausgelassen. Zum Beispiel an dem weißen Kater, den ihm Silvie vor vier Monaten aufs Auge gedrückt hatte. Das Vieh schlich schon wieder ums Kleintiergehege und machte mit seinem gierigen Miauen alles hinter dem Maschendraht verrückt. Leider war der Kater resistent gegen schlechte Behandlung. Für physische Strafen war er zu schnell, und wenn ihm die tägliche Futterdose verweigert wurde, dann würden sich die Pächter der benachbarten Kleingartenanlage in Bälde wieder über gemordete Singvögel und geplünderte Gelege beschweren. Resigniert fütterte Sanders also erst Gänse, Enten und Karnickel, dann füllte er auch dem Kater seinen Napf. Immerhin hatte er das

Biest dazu gebracht, die Sonderangebote aus dem Supermarkt zu akzeptieren, anstatt das Marken-Fresschen, mit dem Silvie ihn verwöhnt hatte.

Nachdem die Tiere versorgt waren, setzte Sanders Kartoffeln auf. Dann begann er, Zwiebeln und Speck in die Pfanne zu schneiden. Er hatte kaum angefangen, da klingelte sein Handy. Es war Peter Benz. Sanders hatte ihm nach Eisemanns Entkommen eine SMS geschickt: „Leider Tatwaffe doch bei Mark gefunden. Ist auf der Flucht. Vorsicht, könnte jedem gefährlich werden, der mit der Polizei geredet hat.“ Dazu seine eigene Nummer für den Rückruf.

Der gute Pit war ziemlich aufgelöst, hatte aber noch nicht geschallt, dass er seinen Kumpel selbst verraten hatte. Sanders bestritt also seine nächste Einheit in Kinderpsychologie, um Pit über den Schock hinweg zu helfen, dass Mark womöglich tatsächlich ein Mörder sein könnte. Dann warnte er ihn zur Vorsicht.

„Und wenn Sie wissen, wo er ist...“, setzte er an, während er den verdammten Kater daran hinderte, sich die Pfoten in der heißen Bratpfanne zu rösten. „Tja, das ist natürlich Ihre eigene Entscheidung...“ Er machte eine effektvolle Pause und hörte Pits atemloses Lauschen. „Ich an ihrer Stelle, würde bei uns anrufen. Wenn Ihr Kumpel unschuldig ist, passiert ihm nichts. Aber wenn doch... Es gibt nichts Gefährlicheres als einen Mörder auf der Flucht. Da genügt schon ein schiefer Blick und wir haben einen zweiten Toten.“

„Ich glaub nicht, dass Mark das war“, entgegnete Peter Benz mit mühsamem Trotz. Sanders schätzte, dass er trotzdem anrufen würde, wenn er etwas von Mark hörte.

Es gab Abende, da hätte Jasmin Kunkel gern einen treusorgenden Ehemann zu Hause gehabt. Oder eine liebevolle Mutter. Oder einen bezahlten Sklaven. Jedenfalls jemanden, der die Wohnung in Ordnung brachte, ein leckeres Essen kochte und bereit stand für ein Rund-um-Verwöhn-Programm: Badewasser einlassen, hinterher vielleicht eine Massage... Die ganzen „Wellness-Wochenenden“ waren absoluter Käse. In der Freizeit hatte jeder vernünftige Mensch, Besseres zu tun. Wellness brauchte man im Alltag. Wenn man stundenlang unergiebig Informationen aus unwilligen U-Bahn-Fahrern gezogen hatte, so viele Fahndungsfotos durchgesehen,

dass sie einem vor den Augen flimmerten und dann noch zur Krönung des Tages von den Kollegen mit ihren schwachsinnigen Streits beglückt wurde. Normalerweise mochte Jasmin Mirko. Leider benahm er sich wie ein Kleinkind, wenn er beleidigt war. Himmel! Jeder im Morddezernat und fast jeder bei der Berliner Kripo wusste, dass Sanders ein ausgemachtes Arschloch war. Was musste man da noch beweisen? Vor allem bei soviel Frust und Stress, wie sie alle im Moment an der Backe hatten! Seufzend griff Jasmin nach der Karte des Thai-Lieferservice und dem Telefon.

VI.

Kesselschmied hatte gerade hinter seinem Schreibtisch Platz genommen, als ihn seine Chefin zu sich zitieren ließ.

„Wir haben ein Problem“, teilte sie ihm kühl mit. „Vor einer Stunde wurde am Hohenzollernkanal die Leiche eines etwa siebzehnjährigen Mädchens gefunden.“

„Volkspark Jungfernheide?“, entfuhr es Kesselschmied. „Wie Andrea Zeisig?“

Sybille Wächter schüttelte den Kopf. „Auf der anderen Seite. Siennessiedlung.“

„Könnte es trotzdem Zusammenhänge geben?“, hakte er nach.

Sie hob die Schultern. „Konopke und Bauer sind am Tatort.“

„Nicht Gheorge?“, erkundigte sich Kesselschmied erstaunt. Denn eigentlich hatte die Kommission seines Kollegen Guido Gheorge Bereitschaftsdienst. Adrian Konopke und Gerlind Bauer gehörten zum Team von Robert Oeckl.

„Wieder eine Messerstecherei“, informierte ihn seine Chefin. „Schon gestern Abend. Gheorge und seine Leute sind noch vor Ort. Ein Albaner. Beziehungstat, wie es aussieht. Der Täter muss ein regelrechtes Massaker veranstaltet haben.“

Kesselschmied brauchte nicht lange zu rechnen. Von neun Mordkommissionen waren immer noch sechs für Sonderaufgaben abgestellt, Gheorge beschäftigt, nun auch noch Oeckl... „Wir können unmöglich schon wieder die Bereitschaft übernehmen“, protestierte er.

„Darum geht es nicht“, unterbrach seine Vorgesetzte. „Ich möchte, dass Sie sich um das Mädchen am Kanal kümmern.“

„Was?“, protestierte Kesselschmied entsetzt.

„Oeckl ist bis Ende der Woche im Urlaub“, erklärte Sybille Wächter mit einer Nonchalance, als wären stattgegebene Urlaubsgesuche bei der gegenwärtigen Personalsituation des Dezernates das Normalste der Welt. „Wir können auf ein so sensibles Thema wie einen Mädchen-Mord keine Kommission ansetzen, die quasi kopflos ist.“

„Das ist doch unmöglich“, wehrte sich Kesselschmied mit aller Heftigkeit.

Doch die Dezernatsleiterin focht das nicht an. „Immerhin besteht die Möglichkeit, dass es Querverbindungen zum Fall ‚Zeisig‘ gibt. Da ist die Sache bei ihnen am besten aufgehoben.“

Kesselschmied musste an die Auslassungen der Faber-Press und die Kommentare seiner Chefin denken. Bei der nächsten Pressekonferenz würde sie vermutlich im Brustton der Überzeugung erklären, dass „mit dem Ersten Polizeikommissar Heinrich Kesselschmied einer der erfahrensten Beamten der Berliner Kriminalpolizei die Ermittlungen leitet.“ Noch am Wochenende hatte er sich gewünscht, den Fall ‚Zeisig‘ wieder zu bekommen. Aber das hier war ausgemachter Schwachsinn!

„Und die Mehrmann-Sache?“, setzte er dagegen. „Und Kowasch?“

„Letzteres scheint ja soweit aufgeklärt“, behauptete seine Chefin.

„Und die Fahndung nach Eisemann?“, insistierte Kesselschmied.

„Damit müssen die Kollegen von der Schutzpolizei alleine fertig werden“, erwiderte Sybille Wächter kühl. „Angesichts unserer Personalsituation bleibt uns keine andere Wahl.“ Kesselschmied konnte nur den Kopf schütteln. Die Schutzpolizei würde nicht von alleine nach Eisemann fahnden. Das war auch nicht ihre Aufgaben. Die Kollegen würden Fotos in den Dienststellen aufhängen und darauf warten, dass irgendjemand ihn zufällig erkannte.

„Und um die Mehrmann-Geschichte werden sich Konopke und seine Leute kümmern“, fuhr seine Chefin bereits fort. „Ihre Ermittlungen scheinen sich ja sowieso festgefahren zu haben.“

Kesselschmied versuchte ihr klarzumachen, was es bedeutete, die Kollegen in den bisherigen Stand einzuarbeiten. Sybille Wächter wollte es nicht wissen. Nach zehn Minuten befahl sie ihm unumwunden, sich endlich um das tote Mädchen zu kümmern.

Adrian Konopke, langjähriger bewährter Hauptkommissar, war natürlich sauer, dass ihm ohne seinen Chef nichts zugetraut wurde.

Kesselschmied versuchte zu vermitteln: „Wenn nicht diese verdammte Presse wäre, würde mich die Wächterin mit Wonne weiter an der Mehrmann-Sache schmoren lassen.“ Konopke nickte, sah dabei aber nicht glücklicher aus.

Das tote Mädchen lag an der Uferböschung des Kanals. Rund herum waren die weißen Gestalten von der Spurensicherung emsig am Arbeiten. Leider noch immer ohne Gisela Apel. Kesselschmied nahm das Opfer in Augenschein. Sofort stachen ihm die halblangen grell blond gefärbten Haare in die Augen und er musste an die Zeugin aus der U-Bahn denken. Die Zitadelle lag vielleicht vier Kilometer entfernt. In einer Stadt wie Berlin war das nicht viel. Aber

eigentlich konnte niemand dieses Mädchen für zwölf oder dreizehn halten. Ihr Gesicht war zurecht gemacht wie das eines professionellen Modells. Auch der attraktive Schnitt wirkte alles andere als kindlich. Kesselschmied würde trotzdem mit einem Bild zu Rainer Schneider fahren. Er ertappte sich bei einem Stoßgebet, dass er nicht das Mädchen aus der U-Bahn vor sich hatte. Denn dann wäre ihr wohl die öffentliche Fahndung zum Verhängnis geworden.

Die Tote lag auf dem Rücken im feuchten Gras. Die dicke schwarze Daunenjacke war geöffnet, ebenso der Bund ihre ebenfalls schwarzen Hose. Arme und Beine hatte sie von sich gestreckt, doch die Haltung wirkte unnatürlich. Kesselschmied fielen die geweiteten Pupillen auf und die graue Farbe des hübschen Gesichts.

„Sexualverbrechen?“, erkundigte er sich mit einem Blick auf den weißen Spitzenslip, der unter dem offenen Hosenbund hervorlugte.

Konopke hob die Schultern. „Dit is `ne janz komische Kiste.“ Er winkte einem Fotografen. „Kolleje Kesselschmied übernimmt nu die Leitung“, teilte er dem mit. „Zeijen Sie eem doch ma de Bilda.“

Auf den Fotos, die Kesselschmied gereicht bekam, ragte eine Flasche obszön aus dem Slip des Mädchens. Leer. Helles Glas. Das Etikett konnte er nicht lesen. Entweder Mineralwasser oder irgendeine Brause.

„Damit hamse ihr nüscht jetan“, erläuterte Konopke. „Die wa bloß so mittem Hals inne Hose jeschoben. Die Pröll hat noch ga keene Verletzungen jefunden.“

Dr. Jessica Pröll war Gerichtsmedizinerin der Charité. Kesselschmied kannte sie nicht so gut wie das Team der Freien Universität, mit dem er schon vor der Wende zusammengearbeitet hatte.

„Dem ersten Anschein nach Atemlähmung“, erklärte sie. „Vermutlich Drogen, vielleicht sogar Gift. Aber da müssen Sie die Untersuchung abwarten. Wenn Sie Glück haben, gibt der Bodensatz in der Flasche Aufschluss. Jedenfalls war da kein Wasser drin, sondern etwas Weißes, eher Zähflüssiges. Aber kein Sperma, falls sie das jetzt denken.“

„Scheidet Selbstmord aus?“, erkundigte sich Kesselschmied.

Die Ärztin hob die Schultern. „Ich will keine voreilige Prognose abgeben, aber...“ Sie zögerte. „Ihre Haltung und dann diese Flasche... Ich sag, das jetzt mit aller Vorsicht: Die Anzeichen weisen doch auf einen gewissen Todeskampf hin. Ich denke nicht, dass sie dieses... Arrangement selber getroffen haben kann.“

Aber welcher Mörder ging das Risiko ein, den toten Körper seines Opfers zurechtzulegen und dann noch diese Flasche in den Hosensack zu schieben? Wollte er damit vielleicht deutlich machen, dass hier weder Unfall noch Selbstmord vorlagen?

Der Jungspund, der an Giselas Stelle die Spurensicherung leitete, kam mit ersten Ergebnissen: „Konkret haben wir noch nichts, was auf eine zweite Person hinweist. Für Abdrücke ist das Gras zu nass. Aber ums mit Giselas Worten zu sagen: Die hat da garantiert nusch allein gehockt.“ Sein kläglicher Versuch zu berlinern machte erst so richtig klar, dass er aus Westdeutschland stammen musste.

„Irgendwelche Hinweise auf die Identität?“, fragte Kesselschmied.

Konopke nickte. „Eene Sophie Rittler ist jestern Nacht nich heim gekommen. 15 Jahre. Beschreibung passt. Jerlindchen is bei den Eltern. Wohnen drüben überm Kanal.“

Kesselschmied bestellte Sanders an den Tatort und wies Jasmin an, Konopkes Leuten den Fall Mehrmann zu übergeben. Mirko schickte er mit dem Bild des toten Mädchens zu Rainer Schneider. Er selbst machte sich auf zu Sophie Rittlers Eltern.

Leonid Sanders wusste, dass er in dem Ruf stand, Sybille Wächters persönlicher Spitzel im Morddezernat zu sein. Adrian Konopke schien das vergessen zu haben. Jedenfalls schimpfte er in den höchsten Tönen über die gemeinsame Chefin, anstatt endlich einen anständigen Bericht zu geben.

„Echt, so `nen Schwachsinn hat die Alte noch nie verbockt. Dit wird ja kriminell. Warum hatse nich die Mehrmann-Sache uff Eis jelegt und uns und euch zusammen an ditte hier jesetzt...“

Sanders hatte inhaltlich keine Einwände. Er fand den Tausch auch schwachsinnig. Eigentlich wäre es Kesselschmieds Sache gewesen, das zu verhindern. Aber leider war sein Chef ja ein rückgratloser Harmonieonkel. Konopkes Gejaule allerdings ging ihm auf den Keks. Er mochte den Kerl nicht. Ein Spießher aus Köpenick, einer dieser „Familie über alles“-Ossis.

„Wie sehen die Fakten hier aus?“, unterbrach er rüde und konnte spüren, wie sein Gegenüber von Pseudo-Solidarität auf Abneigung umschaltete.

Sanders gingen zwei Theorien durch den Kopf, während er beobachtete, wie der Körper des toten Mädchens in einen Sarg gehoben wurde. Entweder hatte die Kleine sich doch selbst umgebracht und wollte mit dieser Flasche noch ein theatralisches Zeichen setzen. Oder sie war die Zeugin aus der U-Bahn und die Flaschengeschichte nur ein geschmackloser Scherz des Mörders. Sanders hoffte, dass es nicht Letzteres war. Denn dann würde die Hölle los sein. „Fahndung der Polizei liefert minderjährige Zeugin dem Mörder ans Messer.“ Zwar hätte Kesselschmied das zu verantworten, aber es würde die ganze Gruppe, ja die ganze Berliner Kripo treffen. Außerdem musste Sanders gestehen, dass auch er öffentlich nach dem Mädchen gefahndet hätte.

Vielleicht passten ja auch beide Theorien zusammen. Die Zeugin aus der U-Bahn hatte eine Affäre mit einem Typ, von dem ihre Eltern nichts wissen durften. Dank der Fahndung hatten sie aber was gewittert, machten Stress und die Kleine meinte, keinen Ausweg mehr zu sehen. War doch so das Alter für melodramatische Herz-Schmerz-Dramen. Und die Flasche als letztes Zeichen an die Eltern: ‚Ich mach mit meiner Muschi, was ich will! ‘

Sophie Rittlers Eltern wohnten in einem hübschen Häuschen, dessen helle, farbenfrohe Einrichtung Kesselschmied auch gefallen hätte. Die Mutter war außerordentlich attraktiv – wie die Tochter, aber im Gegensatz zu dieser völlig ungeschminkt und schlicht gekleidet. Den vollbärtigen Vater im bunten Strickpullover konnte man gut für einen Studienrat für Deutsch und Sozialkunde halten. Sie hockten mit rotgeweinten Augen nebeneinander auf dem Sofa und griffen immer wieder unwillkürlich nach der Hand des anderen.

Kesselschmied konnte wenig tun. Gerlind Bauer, kompetent, taktvoll und zehn Jahre älter als Konopke, hatte schon alles erledigt. Ja, die Eltern hatten auf den Fotos zweifelsfrei ihre Tochter erkannt. Nein, sie wüssten absolut nicht, was passiert sein konnte. Ja, Sophie hätte gestern Abend kurz vor neun das Haus verlassen. Nein, sie hätte nicht gesagt, wohin sie gehe. Sie sei oft erst um eins oder zwei nach Hause gekommen. Gegen den Willen ihrer Eltern natürlich. Selbstmord schlossen beide kategorisch aus.

„Unsere Tochter war ein sehr lebensfrohes, selbstbewusstes Mädchen“, betonte der Vater, während die Mutter in erneutes Schluchzen ausbrach. „Eine, die genau wusste, was sie wollte.“ Eine ziemlich renitente Göre, vermutete Kesselschmied, die ihren Eltern gründlich auf der Nase herumgetanzt war.

„Kannte Ihre Tochter Andrea Zeisig?“, fragte er.

Die Mutter schrak auf. „Sie meinen, dass auch Sophie... Dass das so ein Sexmörder... Und unsere Sophie...“

„Andrea Zeisig wurde in keinsten Weise sexuell missbraucht“, stellte Kesselschmied wieder einmal richtig.

„Sie kannten sich natürlich“, bemühte sich der Vater zu erklären. „Schon von der Schule. Andrea war ja in derselben Klasse wie unsere Sophie. Aber... Also, ich hatte nicht den Eindruck, dass Sophie Andreas Tod besonders nahe gegangen ist. Irgendwie natürlich schon, aber nicht mehr als man erwarten durfte... Und ich dachte, das war Selbstmord? Sophie sagte auch so was. Andrea war wohl eine ziemliche Außenseiterin, immer am Rande gestanden, keine Mode mitgemacht...“ Seine Rede wurde immer zögernder. Die Mutter schluchzte wieder. Offensichtlich hatte ihr ihre Sophie ein paar Moden zuviel mitgemacht.

Kesselschmied fragte nach Drogen. Sie stritten beide spontan ab, dann schränkte der Vater ein: „Also, soweit wir wissen. Es kann natürlich sein, dass sie mal was probiert hat, mit Freunden zusammen, aber bestimmt nicht ernsthaft...“

Kesselschmied ließ sich Sophies Zimmer zeigen. Im Gegensatz zu dem schlichten, alternativ angehauchten Ambiente der Eltern, fanden sich dort Berge von teurem, modischen Teenager-Schnickschnack. Der Kommissar suchte nach Adressbuch, Terminkalender und Handy, fand aber nichts. Der Zugang zum Computer war mit einem Codewort gesichert. Kesselschmied probierte ein paar Namen, die auf den Bravo-Postern an den Wänden zu finden waren. Irgendein Weichspül-Jüngling, der in der Jugend seiner Kinder noch nicht aktuell gewesen war, erwies sich als Treffer. Aber ein flüchtiger Überblick über Sophies Mails gab keine Hinweise über eine Verabredung am vergangenen Abend.

Kesselschmied verabschiedete sich mit einigen hilflosen Worten des Trostes, rief in der Pathologie an, fragte nach Neuigkeiten, die es nicht gab, und fuhr dann zu Andrea Zeisigs Mutter. Die empfing ihn unwillig, aber die Nachricht von Sophie Rittlers Tod raubte ihr

völlig die Fassung. Sie konnte Kesselschmied jedoch nicht weiterhelfen. Sie kannte Sophies Vater, der sich als kämpferischer Bezirksabgeordneter der Grünen einen Namen gemacht hatte. Von Sophie wusste sie nur, was Andrea erzählt hatte. Und das ließ sich in den Worten „arrogante Ziege“ zusammenfassen.

„Finden Sie den Ker!“, bat Beate Zeisig Kesselschmied zum Abschied unter Schluchzen. „Finden Sie ihn! Bitte! Schnell!“

Rainer Schneider erklärte, Sophie Rittler könne nicht das Mädchen aus der U-Bahn gewesen sein. „Die war jünger. Und nicht so hübsch. Und die Haare waren mehr so gelb.“

Mirko atmete erleichtert auf. Er versuchte, seinem Chef die frohe Nachricht mitzuteilen, doch der hatte das Handy ausgeschaltet. Mirko fuhr also hinaus zum Tatort, wo er einen mürrischen Leonid Sanders vorfand, der ihn anwies, mit der Befragung der Nachbarn zu beginnen. „Fangen Sie bei denen an, die gegenüber wohnen.“

Gegenüber dem Fundort wohnte erst einmal niemand. Die Siedlung war ein schmaler Streifen am Kanal. Zwischen Wohnhäusern und Uferweg zog sich eine Reihe Schrebergärten entlang. Die Häuser dahinter hatten keinen direkten Zugang zum Wasser. Mirko musste einen ziemlich großen Umweg laufen, um vom Tatort zu jenem Haus zu kommen, von dessen Obergeschoß man Sophie und ihren Mörder vielleicht hätte sehen können. Die ganze Siedlung wirkte fast unwirklich schmuck, hatte eine Schranke an der Zufahrt und die Straßen waren von A nach Z durchnummeriert.

Mirko wurde von einer blonden Hausfrau um die Vierzig geöffnet. Sie hatte schon von dem toten Mädchen gehört und wirkte recht aufgeregt. Aufgeregt, aber nicht allzu betroffen. Sie beantwortete seine Fragen bereitwillig. Gestern Abend hätten sie und ihr Mann ab acht vor dem Fernseher gesessen. Die Rollläden unten. Und außerdem wäre ja der Garten dazwischen. Vielleicht hätte ihre Tochter von ihrem Zimmer im ersten Stock aus etwas bemerkt. Aber die wäre noch in der Schule. Name und Adresse der Schrebergartenbesitzer kannte sie. Doch das Ehepaar Krause sei gerade auf Mallorca.

„War Ihnen Sophie Rittler bekannt?“, erkundigte sich Mirko.

„Sophie Rittler?“, schrie die Frau auf. „Das ist doch nicht etwa Sophie, die da...“

„Kennen Sie die?“, wiederholte Mirko.

„Nicht persönlich“, bremste seine Gesprächspartnerin. „Aber sie ist mit unserer Yvonne im Turnverein. Außerdem kennt man natürlich den Vater.“ Sie unterbrach sich. „Mein Gott, erst Andrea und jetzt Sophie Rittler...“

„Andrea Zeisig kannten sie auch?“, vergewisserte sich Mirko.

„Natürlich“, gab die Frau zurück. Jetzt war sie wirklich entsetzt. „Das war doch eine von Yvannes besten Freundinnen. Mein Gott, war das schlimm! Yvonne hat sich ziemlich zurückgezogen seitdem, gar nicht mehr mit uns geredet... Sagen Sie, war das derselbe? Also, ich weiß, das darf man nicht sagen, und ich bin auch nicht für Gewalt, aber bei so einem, da finde ich schon... Das sind doch keine Menschen mehr. Und wenn die wieder rauskommen, da bringen sie das nächste Mädchen um. Das ist doch immer so. Das kann man doch in der Zeitung lesen.“

Mirko hatte es gerade geschafft, Frau Michallik den Sex-Serien-Täter halbwegs auszureden, als ihre Tochter heimkam und die Mutter und den unbekanntenen Gast mit den Neuigkeiten überfiel, die sie gehört hatte.

„Der hat die Sophie mit einer Flasche vergewaltigt, echt wahr. Und die Unterhose hat er ihr zerrissen. Die war ganz voller Blut.“

„Unsinn“, wehrte ihre Mutter ab.

„Doch wahr“, schrie Yvonne. „Die Mutter vom Malte hat’s gesehen. Bevor die Bullen da alles abgesperrt haben.“

„Du sollst nicht immer Bullen sagen“, protestierte die Mutter mit einem schuldbewussten Seitenblick auf Mirko.

„Sag ich aber: Scheißbullerei“, versetzte die Tochter.

Yvonne Michallik hatte eine wilde Kriegsbemalung im Gesicht, aber noch kindliche Pausbacken. Unter ihrem Anorak präsentierte sie eine knackig enge Hose und ein ebenso knappes Top. Allerdings machte diese Pelle erst so richtig deutlich, wie unweiblich ihr stämmiger Körper noch war. Ihre Pickel wurden durch eine feuerrote „Lola rennt“-Haarfarbe zum Leuchten gebracht.

„Du hast Sophie doch gekannt und auch Andrea Zeisig“, meinte Mirko, nachdem er sich als Angehöriger der Scheiß-Bullerei zu erkennen gegeben hatte. „Da kannst du mir doch bestimmt einiges erzählen.“

„Klar“, meinte Yvonne nicht im Geringsten verlegen. „Aber nur wenn ich an den Tatort darf.“

„Jetzt wird erst mal gegessen“, protestierte die Mutter. Doch Töchterchen scherte sich nicht darum, sondern zog Mirko einfach mit nach draußen.

Yvonne Michallik war auskunftsfreudig, aber anstrengend. Erst wollte sie Mirko dazu überreden, über den Garten „der blöden Krauses“ zum Tatort zu gelangen. Scheinbar überstieg sie dort öfters den Zaun. „Da bin ich viel schneller an der Brücke als hintenrum“, meinte sie. Als nächstes erfuhr er alles von ihrer fiesen Englischlehrerin. Antworten auf seine Fragen bekam er keine. Dafür wollte sie unbedingt wissen, ob Sophie vergewaltigt worden sei.

„Von deinem Zimmer aus müsstest du doch den Uferweg sehen können“, kam Mirko auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen.

„Ich hab aber nicht rausgeschaut. Sag, hat er mit der Flasche in ihr rumgemacht?“ Die Göre war dreizehn, wie sie bereits erzählt hatte. Ab Juli vierzehn.

„Mit der Flasche war weiter nichts“, wehrte Mirko ab. „Hattest du dein Fenster offen? Hast du was gehört?“

„Weiß nicht. Nee, ich glaub nicht, dass offen war. Ich hatt voll die Musik an. Weil mein Vater die Glotze auch immer so laut stellt. Da würd ich sonst seinen Scheiß hören. Ich hab die neueste CD von Eminem gehört. Find ich voll cool. Meine Freundinnen, die stehen ja alle auf No Angels und Enrique Iglesias und so 'nen Scheiß. Aber was war mit Sophie? Ihr habt die doch bestimmt untersucht. Macht ihr das so ganz richtig? Ich mein... Du weißt schon! Auch im Loch?“

„Das macht die Pathologie“, verwies Mirko. „Versuch dich bitte zu erinnern. Wann genau bist du in dein Zimmer hoch gegangen?“

„Keine Ahnung, hab nicht auf die Uhr geschaut. Sag mal, hast du eigentlich `ne richtige Knarre?“

„Hab ich“, gab Mirko zu. „Aber sag, war es vor oder nach neun, dass du in dein Zimmer bist?“

„Kann ich die mal sehen?“, insistierte Yvonne. Als er ablehnte, meinte sie. „Heh, das ist wirklich fies. Ich beantworte deine ganzen blöden Fragen. Da könntest du sie mir schon mal zeigen.“

„Ist verboten“, behauptete Mirko. „Schließlich soll ein Verdächtiger ja nicht unbedingt wissen, wo ich sie habe.“ Yvonne argumentierte, sie wäre ja wohl nicht verdächtig. „Es ist in jedem Fall verboten“, beharrte Mirko.

„Machst du nie was Verbotenes?“, wollte sie wissen.

„Nein“, schwindelte er. Es folgte eine längere Diskussion, ob das nun blöd wäre oder nicht. Irgendwann bekam er dann doch raus, dass Yvonne den ganzen Abend ab acht in ihrem Zimmer verbracht hatte und gegen halb eins schlafen gegangen war, ohne etwas gehört oder gesehen zu haben.

„Schon gruselig, dass Sofie gleich hier vergewaltigt worden ist und ich hab's nicht gemerkt.“

„Wenn sie vergewaltigt worden wäre, dann hätte sie wohl geschrien“, meinte Mirko. „Da müsstest du doch was gehört haben.“

Yvonne schlug vor, es auszuprobieren. Obwohl sie die Musik in ihrem Zimmer ohrenbetäubend laut stellte, hörte Mirko sie draußen kreischen. Auch Yvannes Mutter kam prompt gelaufen. Was immer gestern Nacht passiert war, Sophie Rittler konnte nicht laut geschrien haben, konstatierte Mirko.

„Hatte Sophie einen Freund?“, fragte.

„Pah, die doch nicht“, gab seine Informantin abfällig zurück. „Klar, die hat immer rumgemacht, wie toll sie wär, aber in Echt hat die keiner gemocht... Total zickig und arrogant.“

Die Frage nach Sophies Feinden beantwortete Yvonne mit einem eingehendem Bericht über Dutzende von Teenager-Querelen. Mirko erkundigte sich auch nach Andrea Zeisig. Besonders schmerzerfüllt reagierte Yvonne nicht, auch wenn sie meinte: „Das war schon krass Scheiße mit der Zeisi.“

„Du warst mit ihr befreundet?“, hakte er nach.

„Naja“, wick Yvonne aus. „So der Knaller war die nicht. Weißt du, was die gehört hat? Kelly Family! Also, wenn man zehn ist, da ist das ja okay, aber die war fünfzehn. Kannst du dir das vorstellen?“

Mirko fragte, ob Andrea und Sophie sich gekannt hätten.

„Na klar“, meinte Yvonne. „Die waren doch in der gleichen Klasse. Aber Sophie hatte bestimmt nichts mit der Zeisi. Die hat doch immer getan, als wäre sie was Besseres.“

Mirkos Handy unterbrach das Gespräch. Sein Chef rief ihn zur Laubesprechung ins Büro.

„Habt ihr den Mörder?“, wollte Yvonne wissen.

Kesselschmied war inzwischen in der Pathologie gewesen und hatte erste Ergebnisse bekommen. Sophie Rittler musste zwischen einundzwanzig Uhr dreißig und Mitternacht gestorben sein. An einer Blausäurevergiftung. Keine Gewaltanwendung. Keine Anzeichen von sexuellem Missbrauch. Jungfrau allerdings war Sophie Rittler nicht mehr gewesen.

Kesselschmied ließ sich die Leiche noch einmal zeigen. Jetzt, wo sie nicht mehr mit geöffneter Kleidung im nassen Gras lag, fiel ihm auf, wie schön sie gewesen war. Ein makellostes, ovales Gesicht. Sehr ruhig, sehr friedlich, sehr erwachsen. Wie sie so dalag, hätte sie auch gut zwanzig sein können. Kesselschmied hatte das Gefühl, eine Sophie Rittler zu sehen, wie sie hätte werden können, wenn sie erst mal die Teenager-Renitenz und die „arrogante Ziege“ erfolgreich überwunden hätte. Nur die blond-metallic gefärbten Haare passten schlecht zu ihrer ruhigen Schönheit. Kesselschmied war froh, dass sie wenigstens nicht misshandelt worden war.

Andrea Zeisig dagegen hatte man auch im Tod noch das verhuschte Mäuschen angesehen. Völlig verschieden die beiden Mädchen, völlig verschieden auch die Umstände ihres Todes. Nichts, was auf einen gemeinsamen Täter schließen ließ.

Konnte es trotzdem einen Zusammenhang geben? War es vielleicht Sophie, die Andrea in den Selbstmord getrieben hatte? Und irgendjemand hatte jetzt Rache geübt? Klassische Dreiecksge-
schichte mit einem Mann zwischen zwei Mädchen? Aber welcher Mann würde von Sophie zu Andrea wechseln? Keiner, der auf Äu-
ßerlichkeiten stand. Und wer einen Blick für den Charme der Schüchternen hatte, hätte sich wohl nie mit Sophie eingelassen.

Kesselschmied rief im Labor an und erfuhr, dass sich die Blausäure zusammen mit Mandelsirup, weißem Rum, Batida de Coco und Ananassirup in der Wasserflasche befunden hatte. Fingerabdrücke Fehlanzeige. Jemand musste die Flasche sorgsam abgewischt haben. Damit schied Selbstmord endgültig aus. Leider gab es nicht den geringsten Hinweis auf den Menschen neben dem Sophie friedlich im Gras gesessen hatte und einen vergifteten Cocktail getrunken. Der sie elend hatte sterben lassen und nachher ein makaberes Spiel mit ihrer Leiche getrieben. Dafür wurde eine Querverbindung zu Andrea Zeisigs Tod wahrscheinlicher. Denn auf dem Spielplatz war im Sand unter der Leiche ebenfalls eine Flasche mit Batida de Coco gefunden worden. Eine Originalflasche, noch halb voll und

ohne Gift. Mit Andreas Fingerabdrücken auf dem Glas. Kesselschmied rief sein Team zur Besprechung zusammen.

Jasmin zeigte unverhohlene Genugtuung, dass sie sich nicht mehr mit Karin Mehrmann und dunklen Tunneln beschäftigen musste.

„Das ist absoluter Schwachsinn“, fiel ihr Sanders böse ins Wort. „Sie hätten das verhindern müssen“, wandte er sich anklagend an seinen Chef. „So kann man nicht arbeiten.“

„Frau Wächter hat die Position, solche Entscheidungen zu fällen, und sie nutzt sie“, entgegnete Kesselschmied knapp. Natürlich war ihm klar, was sein Mitarbeiter andeuten wollte. Ein Mann mit mehr natürlicher Autorität hätte Sybille Wächter in die Knie gezwungen. Andererseits hatte Leonid Sanders seine eigene Versetzung vom Rauschgift zum Mord auch nicht verhindern können, dachte dessen Chef mit einem Anflug von Bosheit. Er begann, seiner Truppe Bericht zu erstatten.

„Das ist wirklich wild“, kommentierte Jasmin kopfschüttelnd. „Da trifft jemand diese Sophie nachts am Kanal, hockt mit ihr im nassen Gras, reicht ihr eine Flasche mit vergiftetem Pina Colada...“

„Pina Colada macht man aus Ananassaft und Kokosmark“, korrigierte Mirko, „und auf keinen Fall mit Mandelsirup.“

„Könnten Sie mal bei der Sache bleiben?“, giftete Sanders.

Kesselschmied stöhnte unhörbar.

„Es muss einen Zusammenhang mit Andrea Zeisig geben“, fand Mirko. „Sag mal, Jasmin, kriegt man eigentlich eine Flasche von dem Kokoszeug runter, ohne dass einem total schlecht wird?“

„Woher soll ich das wissen?“, gab die zurück.

„Ich dachte, diese Phase hätten alle Frauen um die fünfzehn. Batida, Wildkirschentee und Räucherstäbchen. Und spätestens da weißt du, dass du sie nie verstehen wirst.“

„Nicht in der DDR“, erklärte seine Kollegin entschieden.

„Was war denn eure Einstiegsdroge?“

Kesselschmied stöhnte erneut und hätte jetzt gerne selber den Spruch mit dem „Bei der Sache bleiben“ gemacht.

„Kein Rotkäppchensekt und den Rest kennt ihr eh nicht“, schnitt Jasmin die Diskussion ab. „Aber wisst ihr, was ich merkwürdig finde: Von wem lässt sich ein Mädchen eine Flasche mit diesem Gesöff geben – wie immer man das nun nennen soll – und nuckelt sie brav aus, ohne dass der Kerl auch was trinkt?“

„Sie könnte das Zeug ja selber mitgebracht haben und er hat ihr dann heimlich was reingekippt“, warf Mirko ein. „Kein Mann würde Pina Colada aus Batida und Ananassirup machen.“

„Woher wollen Sie das wissen?“, erkundigte sich Sanders ätzend.

Kesselschmied stöhnte zum dritten Mal und auch Jasmin verdrehte die Augen.

„Wenn Mirko was zu süß ist, dann muss es wirklich ekelerregend sein“, unterband sie den drohenden Streit ihrer Kollegen. „Aber Sophie hat ihren Drink bestimmt nicht zufällig mit Mandelsirup gemacht, den es braucht, um die Blausäure zu überdecken. Und wenn ihr den der Mörder eingeschickt hätte, hätte sie es gemerkt.“

„Vielleicht hat er es ja offen gemacht“, malte Mirko aus. „So: Hey, Baby, weißt du, was den Kick bringt?“ Angesichts der Mienen ringsum brach er ab. „Okay, ist ein bisschen absurd, geb ich zu.“

Kesselschmied erkundigte sich nach Mirkos Gesprächen mit den Nachbarn.

„Also, die Leute, die gleich dahinter wohnen – abgesehen von dem Garten dazwischen – die haben nichts bemerkt. Die saßen den ganzen Abend vor dem Fernseher und hatten die Läden runter. Und die Tochter hatte oben Musik an und auch nichts gehört.“

„Und die anderen?“, hakte Sanders nach.

„Soweit bin ich nicht gekommen“, gab Mirko zu.

„Was?“, brüllte sein Kollege los. „Was haben sie denn die ganze Zeit getrieben. Sie hatten doch mindestens drei Stunden!“

„Ich hab mich mit der Tochter unterhalten“, verteidigte sich Mirko gekränkt. „Sie war sowohl mit Andrea wie mit Sophie befreundet.“

„Drei Stunden?“, erkundigte sich Sanders sarkastisch.

„Nicht ganz“, versuchte Mirko, sich herauszureden. „Aber bei einer Dreizehnjährigen kann ich doch nicht total auf Verhör machen. Da erzählt die mir doch gar nichts.“

„Und was ist dabei rausgekommen?“, erkundigte sich Sanders mit unüberhörbarem Hohn.

„Lässt sich nicht so konkret sagen“, wich Mirko aus.

„Ich fass es nicht“, schrie sein Kollege. „Wir haben einen Mord an einer Minderjährigen und anstatt mögliche Zeugen zu befragen, solange die sich noch halbwegs präzise erinnern, plaudern Sie geschlagene drei Stunden mit einem kleinem Mädchen... Sagen Sie, Behringer, Sie haben nicht zufällig Ihr eigenes Gehirn aufgefressen, oder was?“

Natürlich war Mirko jetzt vollends beleidigt. „Was soll der Scheiß?“, blaffte er zurück. „Das mach ich noch. Die meisten waren wahrscheinlich eh nicht daheim. Als wenn’s da auf ein, zwei Stunden ankäme...“

„In unserem Job kommt es manchmal auf Sekunden an“, giftete Sanders.

„Meine Herren“, unterbrach Kesselschmied. „Nachdem wir jetzt das Zeitfenster für Sophies Tod kennen, können wir die Befragung der Nachbarn gezielt angehen. Konzentrierte Aktion. Die ganze Gruppe. Morgen werden wir uns dann mit dem sozialem Umfeld des Opfers auseinander setzen.“

„Eigentlich könnte Sanders stolpern und sich den Hals brechen“, dachte Mirko Behringer, als die ganze Gruppe das Büro verlassen hatte und auf der Treppe nach unten eilte. Der Kerl war wirklich die Pest! Mirko wollte ja gar nicht behaupten, dass die Befragung von Yvonne Michallik ein Glanzstück polizeilicher Ermittlungsarbeit gewesen sei. Andererseits hatte er da auch noch nicht gewusst, wie Sophie gestorben war. Außerdem hatte auch Sanders bei der Kowasch-Sache ziemlich viele Stunden mit Befragungen verbracht, die nicht gerade weitergeholfen hatten. Aber seit dieser Kerl da war, gab’s keine vernünftige Diskussion mehr. Früher war in der Gruppe ziemlich offen und absolut sachlich über Fehler und Pannen geredet worden. Aber mit diesem Scheiß-Typen gab es nur noch die Wahl zwischen Schnauzehalten oder Krach.

Die schmucke, kleine Siedlung am Hohenzollernkanal war trotz der Schranke bereits ein Opfer der Hauptstadtmedien geworden.

„Heh, Sie da! Haben Sie Tomaten auf den Augen?“, wurde Mirko angeschrien, als er das Haus gegenüber dem der Michalliks ansteuerte. Eine Pranke ergriff ihn unsanft an der Schulter. „Sehen Sie nicht, dass Sie mitten in die Aufnahmen latschen?“ Der Prankenbesitzer war feist und hatte eine rote Knollnase. Nachdem er sich von seiner ersten Verwirrung erholt hatte, registrierte Mirko auch noch eine blonde Tussi mit Mikro vor dem Haus der Michalliks und ein Kamerateam. Er schüttelte die Pranke ab und wollte weitergehen.

Als Knollnase erneut zupackte, schlug Mirko ihm heftig die Hand weg und ballte drohend die Faust.

Knollnase plusterte sich auf: „Heh, ich warne Sie! Sind sie auf Ärger aus?“

„Ja“, gab Mirko zurück. Kleiner Ersatz für Sanders! Normalerweise gelang es ihm nie, besonders Furcht einflößend zu wirken, aber diesmal strahlte er offenbar soviel Aggressivität aus, dass sich Knollnase unter unverständlichem Gebrabbel zurückzog.

Mirko begann seine Befragung. Leider wohnte vis á vis der Familie Michallik nur ein alleinstehender Witwer, der am Vorabend ebenfalls bei geschlossenen Rollläden vor dem Fernseher gesessen hatte und um halb elf zu Bett gegangen war. Er hatte nichts bemerkt und kannte weder Sophie Rittler noch Andrea Zeisig. Mirko fragte nach den Besitzern des Gartens zwischen seinem Grundstück und dem Uferweg. Der Mann wusste den Namen, nicht aber die Telefonnummer. „Aber die kommen nur am Wochenende. Gestern waren die nicht da. Das hätt ich gehört.“

Als Mirko wieder draußen war und am nächsten Gartentor klingelte, hatte Knollnase seinen Mut wieder gefunden. „Für wen schreiben Sie?“, pflaumte er ihn an.

„Was?“

„Für wen Sie schreiben, Mann“, wiederholte Knollnase ungeduldig.

„Geht Sie gar nichts an.“ Als der Summer ertönte, drückte Mirko das Gartentür nur einen Spalt auf, quetschte sich durch und knallte das Tor Knollnase, der ihm folgen wollte, vors Schienbein.

„Wirklich furchtbar“, klagte die Bewohnerin, nachdem er ihr seinen Ausweis gezeigt hatte. „Das sind schon die vierten heute. Hoffentlich finden Sie schnell raus, wer’s war, damit das ein Ende hat.“ Die Frau hatte den vergangenen Abend nicht vor dem Fernseher verbracht, sondern war mit ihrem Mann im Kino gewesen. Heimkehr um halb elf, aber ihnen war nichts aufgefallen. Sophie Rittler kannte sie nicht, Andrea Zeisig schon, da die oft bei Yvonne Michallik gewesen war. Und Yvonne kannte jeder. „Ein grauenhaftes Kind.“

Kesselschmied hatte nicht mehr Glück als sein Assistent. Niemand hatte Sophie Rittler am Mordabend gesehen, niemand hatte irgendwelche Beobachtungen gemacht. Und wenn man den Anwoh-

nern glauben durfte, war auch keiner der Schrebergärtner gestern Abend auf seinem Grundstück gewesen. Dafür lief dem Kommissar Dietrich Faber über den Weg. Wie meist trug er einen sorgfältig gegürteten Trenchcoat, allerdings fehlte diesmal der Hut auf seiner spiegelnden Platte. Kesselschmied hatte sich schon manchmal gefragt, ob Faber in seinen geheimen Träumen Philipp Marlowe oder Sam Spade war, und deshalb mit soviel Hass auf der Polizei herumhackte.

„Sieh an, der Kommissar persönlich!“, begrüßte der verhinderte Privatermittler seinen Intimfeind mit öligem Lächeln. Da sie beide eher klein waren, begegneten sie sich auf Augenhöhe. Allerdings gehörte Faber zur hageren Sorte. „Auch Ihr Fall, Kesselschmied?“

„Es war Frau Wächter ein Herzensanliegen, dass ich die Sache übernehme“, erklärte der Kommissar mit der gleichen falschen Freundlichkeit in der Stimme. Faber reagierte erwartungsgemäß verduzt. Dass Sybille Wächter gerade Kesselschmied für die besonders heißen Fälle wollte, war ihm neu. Und dass ein Mädchenmord brisanter war, als der Tod der biedereren Frau Mehrmann brachte einem Boulevard-Journalisten niemand zu sagen.

„Sieh an, sieh an“, überspielte er seine Verwirrung. „Da können Sie mir bestimmt ein paar interessante Informationen geben?“

„Keinerlei Anzeichen von Gewalt“, betonte Kesselschmied als erstes. „Kein Sexualverbrechen!“

Bevor Faber die nächste Frage loswerden konnte, schob eine junge, blondierte Reporterin ihr Mikro zwischen die beiden Männer.

„Herr Kommissar“, kreischte sie. „Jetzt ist schon das dritte Mädchen ermordet worden! Wie konnte das passieren? Warum unternimmt die Polizei nichts?“

Kesselschmied kam sich vor wie in einem schlechtem Film. Außerdem hätte er gerne gewusst, wie die Presse auf drei Tote kam. Wahrscheinlich zählten sie das letzte Opfer aus Brandenburg einfach dazu – zugegebenermaßen ein Sexualverbrechen der allerscheußlichsten Sorte.

Als Kesselschmied endlich seinen beiden Peinigern entkommen war und noch zwei Stunden erfolglos nach Augenzeugen gesucht hatte, rief er seine Crew zusammen. Immerhin hatte Jasmin jemanden aufgetrieben, der Sophie Rittler auf ihrem Weg Richtung Siemenssiedlung gesehen hatte.

„Er hat in dem Lokal an der Brücke Zigaretten geholt. Beim Rausgehen hat er sie gesehen. Zwei oder drei Minuten vor neun. Das weiß er genau, weil er danach sein Autoradio eingeschaltet hat. Wohin sie weiter ist, hat er nicht mehr gesehen. Aber sie war allein und nach seiner Beschreibung ist sie ziemlich aufreizend da lang marschiert. Sofern man in Daunenjacke und dicken Turnschuhen aufreizend aussehen kann.“

„Also könnte sie mit ihrem Mörder ein Treffen am Tatort vereinbart haben“, überlegte Kesselschmied. „Und möglicherweise war ihr sogar klar, dass er nicht mit ihr gesehen werden will.“ Er hätte gerne Sophies Handy gehabt. Doch das war verschwunden. Er würde morgen Taucher in den Kanal schicken.

Als er mit seinem Team wieder zurück im Büro war, fand er einen Bericht aus dem Labor vor. Die Blausäure stammte aus dem Inneren von Pflaumenkernen, das jemand säuberlich püriert und in den Cocktail gemischt hatte.

„Pflaumenkerne!“, rief Mirko aus. „Also ich weiß, dass Bittermandeln und kaputte Pfirsichkerne gefährlich sind, aber wer kommt auf Blausäure in Zwetschgen?“

„Ich hätte es gewusst“, warf Jasmin ein.

„Woher?“

„Zeltlager der Jungen Pioniere in Polen.“

„Also müssen wir einen Ossi suchen“, lästerte Mirko. „Wozu habt ihr das gelernt? Um den kapitalistischen Feind abzuwehren, wenn er denn kommt?“

„Keine Angst, mein Lieber“, gab Jasmin sarkastisch zurück. „Wir haben lediglich unsere kärgliche Ostverpflegung mit Kompottkochen aufgebessert. Eine von den Polinnen hat gesagt, ihre Mutter würde immer zwei, drei kaputte Kerne reintun, damit es besser schmeckt. Darauf setzte es einen hübsch belehrenden Vortrag über die Gifte von Mutter Natur.“

„Meine Oma hat das auch so gemacht“, erinnerte sich Kesselschmied. „Mit den Kernen.“

„Wie viel braucht man, damit einer stirbt?“, wollte Mirko wissen.

Kesselschmied hob die Schultern. „Auf jeden Fall dürfte es eine Heidenarbeit gewesen sein.“

„Wir müssen das Umfeld unter die Lupe nehmen“, drängte Sanders. Es klang wieder mal, als müsse er eine Forderung durchsetzen, die seinen Kollegen nicht von selber eingängig wäre.

„Sicher“, erwiderte Kesselschmied und bemühte sich um einen friedlichen Tonfall. „Jasmin die Schule, Mirko die Freundinnen und ich werde erst zu den Eltern gehen und mich anschließend um die Gartenbesitzer kümmern. Sie Sanders, Sie versuchen rauszukriegen, was Montagnacht an Booten auf dem Kanal unterwegs war. Schiffsfahrtsamt, Yacht-Clubs...“ Ob seinem Mitarbeiter klar war, dass er ihn von trauernden Angehörigen fernhalten wollte?

Doch Sanders erwiderte sachlich. „Am Volkspark, einen Kilometer östlich vom Tatort, gibt’s ein Ruderzentrum. Vielleicht hat von denen noch jemand am Abend trainiert.“

Kesselschmied nickte. „Sehr gut! Bekommen Sie es raus! Für heute wünsche ich Ihnen einen schönen Feierabend.“

Sanders kannte nicht viele Kommissionsleiter, die am ersten Tag einer Ermittlung schon gegen 22 Uhr Feierabend machten. Aber er hatte nichts dagegen. Erstens war es wirklich etwas spät für weitere Befragungen, zweitens merkte er, dass ihm die langen Nächte von der Kowasch-Sache noch in den Knochen steckten. Momentan kotzte ihn sein Job wieder mal so richtig an. Wie zum Teufel sollte dieses blöde Hin und Her jemals zu vernünftigen Ergebnissen führen? Erst die Kleine vom Spielplatz, dann Kowasch, plötzlich diese Mehrmann, dann doch wieder Kowasch, jetzt ganz was Neues und die Kleine vom Spielplatz wohl wieder dazu. Es war nicht die konkrete Arbeit, die ihn wurmte. Es war das Ganze. Er hätte gerne eine anständige Fahndung nach Mark Eisemann geleitet. Aber den ließ man einfach laufen. Als ob es realistisch wäre, dass ihn die Streife eines Tages von selbst aufgriff – bevor er wieder jemanden kalt gemacht hatte. Peter Benz zum Beispiel. Aber der war ja schließlich selbst schon wegen Körperverletzung vorbestraft.

Alles nur wegen dieser blöden SoKo! Sanders wollte nicht so denken. Weil jeder es tat. Seit Monaten hörte man von den Kollegen nichts anderes mehr, wenn es mal ein bisschen eng wurde: „Alles nur wegen der blöden SoKo!“ Alles nur, weil Max Engels sich hatte umbringen lassen. Weil er sich um einen Job gerissen hatte, dem er

nicht gewachsen war. Jener Engels, dem er seine blöde Versetzung verdankte – und den er ungefähr genauso hoch geschätzt hatte wie Mirko Behringer.

Besagter Behringer packte gerade ihm gegenüber seine Sachen.

„Haben Sie diese Michalliks eigentlich gefragt, was sie im Fernsehen gesehen haben?“, erkundigte sich Sanders.

Behringer erstarrte. Leonid Sanders wusste sofort, dass er ins Schwarze getroffen hatte.

„Sie sind schließlich nicht unsere Verdächtigen“, versuchte sein Kollege sich herauszuwinden.

„Wissen Sie’s?“, versetzte Sanders. „Und wahrscheinlich haben Sie die Familienmitglieder auch nicht getrennt vernommen, was?“

„Der Mann war gar nicht da“, gab ihm Mirko Behringer zur Antwort. Er begann bereits schuldbewusst auszusehen.

„Wissen Sie, was Sie morgen früh am besten gleich tun?“, riet ihm sein Kollege sarkastisch. „Gehen Sie auf die Personalstelle und reichen Sie Ihre Kündigung ein. Das erspart Ihnen viel Frust und uns `ne weitere verhunzte Ermittlung.“

Behringer starrte ihn entsetzt an, versuchte aber noch einmal zu einer Verteidigung anzusetzen: „Im jetzigen Stadium...“

„Unsinn“, schnitt ihm Sanders rigoros das Wort ab. „Es sind immer diese Schlampereien am Anfang, wegen denen sie dann die Mörder vor Gericht freisprechen. Ich wette, da hat der Reporter vom letzten Käseblatt kritischer nachgefragt.“

Behringer starrte jetzt nur noch.

„Heulen Sie nicht!“, spottete Sanders. „Wenn Sie wie ein richtiger Mann behandelt werden wollen, dann benehmen Sie sich auch so.“

Behringer starrte – aber höchstens den Bruchteil einer Sekunde. Dann sprang er Sanders an und stieß ihn krachend gegen die Wand. Der hatte den plötzlichen Angriff nicht kommen sehen und geriet ins Straucheln. Mirko Behringer hatte schon wieder den Arm erhoben. Bereit zum Zuschlagen. In diesem Moment platzte Kesselschmied – bereits zum Gehen gerüstet – herein. Sanders empfand ein jähes Gefühl von Scham. So als müsste sein Chef ihn wirklich vor Behringers Attacke retten.

Doch Kesselschmied sagte nur leise und sehr bestimmt: „Mirko, kommen Sie bitte mit raus!“

Der trottete seinem Chef wie ein begossener Pudel nach. Und Sanders ärgerte sich. Die Sache mit Behringer, die gehörte unter vier Augen ausgetragen, ohne den Alten. Ja, er wollte Mirko Behringer absägen – solange der noch Kommissar zur Anstellung war. Aber er wollte es alleine tun. Denn es ging nicht nur um diesen kleinen Affen. Es ging auch darum, gegenüber Kesselschmied Flagge zu zeigen. Aber wenn er Pech hatte, dann würde schon morgen das Gerücht die Runde machen, er hätte bei einer Schlägerei mit Mirko Behringer den Kürzeren gezogen. Fluchend packte er seine Tasche. Nicht mal nach Hause konnte er, ohne durch Kesselschmieds Büro zu müssen.

Mirko Behringer fühlte sich hundelend. Warum hatte er sich von diesem beschissenen Sanders nur derart provozieren lassen? War wegen ein paar blöder Sprüche total ausgerastet? Er wusste nicht, wie viel Kredit er damit bei Kesselschmied verspielt hatte, aber es war ihm klar, dass es eine Menge war.

Sein Chef mochte es nicht, die Hierarchie herauszukehren. Aber Mirko sah ihm an, dass er sich alle Mühe gab. „Normalerweise betrachte ich Schlägereien zwischen meinen Mitarbeitern als Grund für ein Disziplinarverfahren“, ließ er ihn wissen. „Ich mag Sie, deshalb haben Sie einmal gut. Aber der Bonus ist jetzt aufgebraucht, klar?“

Mirko konnte nur mühsam nicken. Dann floh er nach draußen.

Sanders betrat Kesselschmieds Büro, nachdem er dort die Türe hatte schlagen hören. Wenn der Alte es geschafft hatte, gegenüber Behringer Autorität zu zeigen, dann war die Maske jedenfalls schon wieder abgefallen. Sein Chef sah resigniert und müde aus.

„wie viel Schlampereien wollen Sie ihm noch nachsehen?“, erkundigte sich Sanders herausfordernd.

Kesselschmied fuhr erschreckt auf. Dann nahm er sich sichtbar zusammen. „Und wie viele Tiefschläge Ihnen?“, konterte er. „Mirko Behringer war mal ein sehr guter Polizist. Bevor Sie angefangen haben, ihn fertig zu machen.“

„Zu einem guten Polizisten gehören auch Disziplin und Rückgrat“, erwiderte Sanders. Die Antwort wartete er nicht mehr ab. Für ein entscheidendes Duell mit seinem Chef musste er in besserer Verfassung sein.

Mirko hoffte, wenigstens das LKA verlassen zu können, ohne jemandem zu begegnen. Doch dann kam ihm ausgerechnet die Schäkertante von der Sitte entgegen.

„Sieh an, Herr Behringer, so spät noch“, trällerte sie ihm entgegen. Mirko floh ohne Erwiderung in die nächste Herrentoilette. Dort schloss er sich in eine Kabine ein, hockte sich auf den Klodeckel, zog die Beine an, ließ den Kopf auf die Knie fallen und rang um Fassung. Hoffentlich war wenigstens Andi zuhause!

Andi war da und empfing seinen Liebsten schon im Treppenhaus mit wummernden Bob-Marley-Rhythmen. Mirko fand ihn in der Küche. Er hatte „Get up, stand up for your rights“ bis zum Anschlag aufgedreht und schmiss dazu das Gemüse von einer Seite des Woks auf die andere. Er war offenbar bester Laune.

„Geht’s vielleicht noch ein bisschen lauter?“, zischte Mirko entnervt und stellte erst einmal den verdammten CD-Player ab.

Andi starrte ihn bass erstaunt an, den erhobenen Gemüsewender in der Hand.

„Muss ja nicht sein, dass uns die Nachbarn auf die Pelle rücken!“, versuchte Mirko zu erklären, aber es klang ungewollt wie eine Kriegserklärung.

„Meinst du die, die uns sonst immer Musikantenstadl mithören lassen, oder was?“, erkundigte sich sein Freund sarkastisch.

Mirko verkniff sich eine Bemerkung und zog erst einmal seinen Mantel aus.

„Könnte es sein, dass du deine schlechte Laune gerade am Faltschen auslässt?“, schob Andi nach.

„Ich kann ja wieder gehen“, fauchte Mirko.

Einen Augenblick starrten sie sich an. Als Andi nach ein oder zwei Sekunden immer noch keine Anstalten machte, ihn zum Bleiben aufzufordern, wusste sich Mirko nicht mehr anders zu helfen, als seinen Mantel zu packen und die Türe hinter sich zuzuknallen.

Er war die Treppe noch nicht herunter, da bereute er seinen Abgang schon. Er hatte keine Ahnung, wo er hingehen sollte. Eigentlich wollte er niemanden sehen. Außer Andi natürlich. Andi, den Verständnissvollen, nicht Andi auf der „Stell dich nicht so an“-Schiene. Aber das hatte er gerade eben selber verschissen.

Er schaute im Mirell vorbei und stieß prompt auf Raoul.

„Heh, Süßer“, brüllte der. „Weiß du, dass ich dich im Fernsehen gesehen hab?“ Er grinste Mirko breit und schadenfroh an. „Ich hab mich echt weggepackt. In den Nachrichten. Über diesen Sexmord. Du hast grad irgendwo geklingelt und die sagen dazu: Die sensationlüsterne Journaille ist natürlich auch schon unterwegs.“

„Es war kein Sexmord“, korrigierte Mirko automatisch.

Raoul interessierte das nicht. „So allein heute? Brennt die Bude?“

Mirko schenkte sich die Antwort.

Raoul entmutigte das nicht. „Ziehen wir 'n bisschen rum? Ins SO 36?“

„Zum Club der hungrigen Herzen?“, spottete Mirko. „Wenn Mike nichts dagegen hat, Andi schon.“

„Oh, Mikey-Häschen hätte natürlich 'ne Menge dagegen“, meinte Raoul wegwerfend. „Das darfst du nicht so eng sehen. Du bist so ein Spießer, mein Süßer, du könntest glatt 'ne Hete sein.“

Als wenn nicht auch Hetero-Häschen-Halter dieselben mit Wonne unglücklich machen würden, dachte Mirko. Andere unglücklich zu machen, hatte für Raoul den Stellenwert einer Fun-Sportart. Vorzugsweise nahm er sich die armen Kerls vor, die gerade das Pech hatten, seine Häschen auf Zeit zu sein. Hartgesotten wie er war, war Raoul aber genau der Richtige, um Mirko heute Abend als Blitzableiter für seinen gesammelten Frust zu dienen.

„las uns in die Eisenacher gehen“, schlug der also vor.

Raoul verzog natürlich das Gesicht. Die schwulen Edelkneipen in der Eisenacher Straße waren nicht gerade das, womit er Mike in Verzweiflung stürzen konnte. „Feigling“, kommentierte er, kam aber doch mit.

Auch Kesselschmied hoffte stark auf Sofie, die Verständnisvolle, nicht Sofie, genervt von irgendwelchen Auseinandersetzungen mit den Kindern oder Sofie in Kämpferlaune über die Ungerechtigkeiten der Welt. Er hatte Glück. Seine Frau empfing liebevoll: „Du Armer, du siehst fertig aus“. Sie schob sofort das Essen in die Mikrowelle. Obwohl sie selbst schon gegessen hatte, setzte sich zu ihm und lauschte mitfühlend den Ereignissen des Tages. Sie verkniff sich sogar allzu ausufernde Empörung über Sybille Wächter und Dietrich Faber. Manchmal konnte sie sich so über die beiden aufregen, dass Kesselschmied bereute, von seinen Problemen erzählt zu haben.

Als er mit dem Essen fertig war und ihm Sofie noch seinen Lieblingswhiskey, einen Oban Single Malt, eingeschickt hatte, war er bei Leonid Sanders angelangt.

„Der Kerl zerlegt mir meinen Mirko nach Strich und Faden.“

„Aber... kannst du das nicht verhindern?“, erkundigte sich Sophie behutsam.

„Wenn Mirko sich so idiotisch benimmt“, gab Kesselschmied zurück. „Ich kann keine Schlägereien unter meinen Mitarbeitern dulden. Egal, was Sanders sagt...Er kann nicht einfach auf ihn losgehen.“

„Aber wenn du nicht dazu gekommen wärst, dann hätte ihn doch dieser Sanders...“

Kesselschmied schüttelte den Kopf. „Schatz, da täusch dich mal nicht! Mirko betreibt regelmäßig Kampfsport – auf recht hohem Niveau. Und Sanders dürfte auch gelernt haben, wie man so zuschlägt, dass der andere nicht wieder aufsteht. Wenn die beiden wirklich mal durchdrehen, da kann alles passieren.“

„Aber das glaubst du doch nicht im Ernst?“, rief seine Frau entsetzt aus.

Kesselschmied hob müde die Schultern. „Ich weiß nicht... Ich hab im Moment nicht viel Vertrauen. Zu keinem von beiden.“

Andi saß auf dem Bett, als Mirko heimkam, und hatte sich den „Highlander“ in den Videorekorder geschoben. Eine Kampfansage, die Mirko nur zu gut verstand.

„Essen ist in der Küche, kannst du dir warmmachen, wenn du willst“, erklärte sein Freund, ohne den Blick von den muskulösen

Oberkörpern der Schwertkämpfer zu lösen. Neben ihm stand sein leergessener Teller.

Mirko setzte sich zu ihm aufs Bett. „Andi, es tut mir leid, wirklich!“, beteuerte er.

Doch sein Liebster schien weiter ganz von dem Treiben der Heroen auf dem Bildschirm gefesselt.

„Andi, bitte“, flehte Mirko. Nach ein paar bangen Augenblicken griff sein Freund dann doch zur Fernbedienung und schaltete Video und Glotze aus.

Was hatten die Tode von Sophie Rittler und Andrea Zeisig miteinander zutun? Die Frage ließ Kesselschmied einfach nicht los. Kurzentschlossen hatte er im Büro die Akten über Andreas Tod eingepackt und mit nach Hause genommen. Nachdem er bei Sofie seinen Ärger losgeworden war, zwang er sich zur Lektüre.

Andrea hatte an einem Donnerstag gegen halb fünf das Haus verlassen. Wohin sie gegangen war, wusste ihre Mutter nicht. Andrea sei aber sehr zuverlässig gewesen, betonten die Eltern. Als sie um elf noch nicht zuhause war, begannen sie sich Sorgen zu machen. Um halb zwei riefen sie die Polizei. Die Leiche wurde am nächsten Morgen von einem Jogger entdeckt.

Kesselschmied vertiefte sich besonders in die Ergebnisse der Spurensicherung. Nur Andreas Fußabdrücke auf der Terrasse des Baumhauses, nur Andreas Finger an der Batida-Flasche. Keine Spur von dem Messer, mit dem das Seil abgeschnitten worden war. Am Baum, an dem es gehangen hatte, winzige Gummipartikel von Andreas Schuhsohlen, ebenso feine schwarze Kunststofffasern unbekannter Herkunft. Todeszeitpunkt zwischen neun und halb zehn. Der Alkoholgehalt im Blut entsprach der halben Likör-Flasche. Keine Anzeichen, dass Andrea sich gewehrt hatte, außer abgeschürften Fingerkuppen. Aber die konnte sie sich auch bei einem Selbstmord zugezogen haben.

Als der Kommissar die Akten endlich weglegte, war es halb drei. Und er war kein bisschen klüger geworden.

VII.

Nach einer kurzen Nacht saß Kesselschmied morgens gegen neun wieder dem Ehepaar Rittler gegenüber. Wenigstens konnte er ihnen erzählen, dass ihre einzige Tochter nicht misshandelt worden war. Aber er hatte nicht das Gefühl, dass sie das tröstete. Eher schienen sie die merkwürdigen Umstände zu beunruhigen.

Gegen den Widerstand einer verzweifelten Mutter und eines verbitterten Vaters versuchte sich Kesselschmied so behutsam wie möglich durch seinen Fragenkatalog zu arbeiten.

Aber nein, Sophie habe weder Feinde, noch Probleme gehabt, versicherten sie einig. Der übliche Teenagerkram vielleicht, nicht mehr. Kein Liebeskummer, kein Stress mit der Freundin. Ein selbstbewusstes, aktives Mädchen, kein bisschen verändert vor ihrem Tod.

Kesselschmied erkundigte sich also nach Sophies Freund. Beide Eltern wehrten spontan ab. Nein, einen festen Freund habe ihre Tochter noch nicht gehabt. Als Kesselschmied ihnen offenbarte, dass Sophie sehr wohl schon Geschlechtsverkehr gehabt hatte, schrie die Mutter auf. Ein leises, noch im Ansatz ersticktes, aber trotzdem sehr entsetztes Schreien.

Der Vater wurde böse. Erst wollte er abwehren, dann fuhr er Kesselschmied an: „Und wenn? Das ist doch heutzutage normal in dem Alter. Sie sehen doch, in welchem Zustand meine Frau ist. Müssen Sie da mit solchen Sachen über sie herfallen?“

„Das glaub ich nicht, nein, das glaub ich nicht. Sie war doch erst fünfzehn“, schluchzte Sophies Mutter.

Kesselschmied versuchte sich vorzustellen, jemand hätte ihm eine solche Nachricht über seine Töchter gebracht. Die beiden hatten sich in dem Alter noch nicht auf Sex eingelassen. Nahm er jedenfalls an. Zumindest bei Susanna. Aber was wusste er schon über Astrid, die Verschlussene, Kontrollierte? Er schüttelte den Gedanken ab. Sophies Anblick in der Pathologie und die Namensähnlichkeit des Opfers mit seiner Frau nahmen ihn emotional sowieso schon mehr gefangen, als gut war.

„Es tut mir wirklich leid“, versuchte er den Rittlers klar zu machen. „Aber nehmen wir mal an, es gab einen Mann. Keinen Jungen in Sophies Alter, sondern jemanden, der nicht will, dass die Bezie-

hung zu einer Fünfzehnjährigen offenbar wird. Wenn so einer sich nun nicht mehr sicher ist, dass das Mädchen schweigt...“

„Aber doch nicht Sophie“, schluchzte die Mutter. „Doch nicht unsere Sophie!“

Kesselschmied verließ das Haus der Rittlers mit der Festplatte von Sophies Computer und einer Plastiktüte voller schwarzer Kleidungsstücke, die für die unbekanntenen Faserspuren auf dem Spielplatz verantwortlich sein konnten. Vielleicht war es ja Sophie gewesen, die Andrea das Seil vom Baum geholt hatte. Er fuhr zur Schule der beiden Mädchen, wo Mirko und Jasmin schon auf ihn warteten.

Jasmin wirkte geschlaucht: „Ich dachte, ich wär Polizistin geworden, nicht Psychologin. Ich hab dieser Lehrerin mindestens eine Stunde lang gut zureden müssen – mit Händchenhalten und allem drum und dran – bevor die den ersten vernünftigen Satz herausgebracht hat. Die Frau ist vollkommen fertig.“

„Was hat sie gesagt?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Andrea und Sophie hätten so gut wie nie miteinander geredet“, berichtete seine Mitarbeiterin. „Auch von Sophies Freund weiß sie nichts. Sophie war wohl in letzter Zeit wie immer – sprich: rotzfrech und aggressiv. Aber Andrea, meint sie, wär in den Monaten vor ihrem Tod ziemlich komisch gewesen und noch ruhiger als sonst.“

„Vor ein paar Wochen hielt sie Selbstmord für ausgeschlossen“, erinnerte sich Kesselschmied an die erste Vernehmung der Frau.

„Scheinbar hat ihr das Gespräch damals zu denken gegeben“, erklärte ihm seine Mitarbeiterin. „Sie hat sich danach alle Hefte und Noten von Andrea angeschaut, mit den anderen Lehrern geredet und ist zu dem Schluss gekommen, dass da was gewesen sein muss. Ungefähr ein halbes Jahr vorher, vielleicht etwas weniger, meint sie. Sie wollte es ihnen sagen. Aber sie wären ja nicht mehr gekommen. Jedenfalls macht sich die arme Frau furchtbare Vorwürfe, dass sie nichts gemerkt hat und mit Andrea darüber geredet.“

„Ich werde mich bei ihr melden“, murmelte Kesselschmied zerknirscht. „Mirko, was haben Sie für Ergebnisse?“

„Das Gleiche“, erklärte sein Sorgenkind. „Andrea und Sophie hatten nichts miteinander zu tun und Sophie hatte keinen Freund.“

Kesselschmied stöhnte.

„Allerdings war Sophie nicht ständig mit ihrer Clique aus der Klasse zusammen“, schob Mirko nach. „Sie hat wohl öfters mal gesagt, sie hätte noch was anderes vor.“

Kesselschmied händigte ihm die Festplatte aus. „Am besten Sie machen damit weiter. Ich hoffe, da sind Adressen drauf.“

Mirko nickte. „Übrigens“, ergänzte er. „Andrea Zeisig soll einen Freund gehabt haben. Einen gewissen Goran Bilic aus der Parallelklasse. Die Kids sind sich allerdings nicht einig, ob da wirklich was war. Einige meinen nein, andere sagen sogar, Andrea hätte sich umgebracht, weil er Schluss gemacht hat.“

„Ich werd mit ihm sprechen“, beschloss Kesselschmied. „Und Sie, Jasmin, fragen Andreas Freundinnen, wie gut sie Sophie kannte.“

Auch Kesselschmied schaffte es nicht, sich in weniger als einer Stunde von der verzweifelten Klassenlehrerin der beiden Mädchen loszureißen. Inzwischen war die Pause vorbei und er musste Goran Bilic aus dem Klassenzimmer holen.

Schon unter der Tür schlug ihm eine aufgeheizte, brodelnde Stimmung entgegen. Kein Wunder, nachdem die Schüler gerade mit der zweiten toten Mitschülerin konfrontiert worden waren.

„Was wollen Sie von Goran?“, fuhr ihn einer der Jungs aggressiv an, nachdem Kesselschmied sich und sein Anliegen vorgestellt hatte. Der Kerl sah entschieden zu alt für die neunte Klasse aus und sprach mit einem grauenhaften Akzent.

„Zwei, drei kurze Fragen stellen“, versuchte Kesselschmied abzuwiegeln. „Aber unter vier Augen.“ Neben dem Aggressiven erhob sich zögernd ein umso kleiner und jünger wirkender Schüler.

„Ziehen Sie ab, Mann“, schimpfte der Große.

„Zlatan“, protestierte die die Lehrerin energisch.

„Mach doch keinen Aufstand“, versuchte es Kesselschmied noch einmal im freundlichstem Tonfall. „Es geht nur um eine Auskunft.“

Zlatan schaute wie eine mühsam gebändigte Dogge. Der Kleine schleppte sich im Zeitlupentempo nach vorne. Die Stimmung der Mitschüler schwankte zwischen Solidarität und Sensationsgier.

„Was wollen Sie von mir?“, nuschte Goran, den Blick ziellos an Kesselschmied vorbei nach schräg unten gesenkt, als sie endlich alleine auf dem Flur waren.

„Ich habe gehört, du wärst mit Andrea befreundet gewesen.“

„Wer sagt das?“

„Deine Mitschüler. Stimmt es?“

„Ich hab nix damit zu tun, keine Ahnung“, entgegnete Goran. Auch er hatte einen harten Akzent und Kesselschmied war unsicher, ob sich hinter seiner Abwehr auch Sprachprobleme verbargen. Andererseits war der Junge in der neunten Klasse einer Realschule.

„Aber du hast sie doch gekannt“, insistierte Kesselschmied.

„Ich hatte nix mit ihr“, beharrte Goran.

„Was meinst du damit? Keinen Sex?“

„Ja, genau“, rief der Junge aus. Sichtlich erleichtert, aber auch überrumpelt durch die direkte Frage.

„Und sonst? Sex ist ja schließlich nicht das einzige im Leben.“

Goran sah Kesselschmied das erste Mal an. Fragend, aber noch nicht frei von Misstrauen. Er brach den Blickkontakt auch gleich wieder ab und begann auf dem Flur entlangzutigern. Zwei Schritte hin, zwei zurück...

„Naja“, setzte er zögernd an. Dann kam wieder lange nichts. Kesselschmied wartete ab.

„Da war nix“, behauptete Goran wieder, aber es klang viel weniger entschieden als vorher. Eher resigniert. Als wäre es ihm zu wenig gewesen.

„Also, ich hab schon mal...“, setzte er schließlich an. „Also, dass wir zusammen auf `ne Party sind und so, und auch ein bisschen rumgemacht haben. bisschen geknutscht halt. Aber irgendwie...“ Er zögerte wieder. Kesselschmied vermutete, dass er der Erste war, dem Goran überhaupt davon erzählte. Für die Eltern war's wohl zuviel gewesen, was zwischen ihm und Andrea gelaufen war, für Angabe bei den Kumpels zu wenig. Vermutlich hatte Goran nach Andreas Tod stur daran festgehalten, da sei nichts gewesen. Vielleicht hatte er das sogar sich selber vorgemacht.

Kesselschmied dachte wieder mal, dass er die Gefühle der ungeschickten, unsicheren Teenager viel anrührender fand, als die Beziehungen der selbstsicheren, coolen Klassenstars. Aber natürlich war er selbst auch immer einer von den Schüchternen gewesen.

„Irgendwie war's nich so“, versuchte Goran zu erklären. „Also, Andi hat nie was gesagt... Aber manchmal war sie ganz komisch. Naja, und wie dann die Sache mit der Dini war, da hab ich halt was Blödes gesagt. Dass es um die nicht schade wär, oder so. Da war's dann ganz aus mit ihr. Da hat sie voll krass reagiert.“

„Was war das für eine Sache?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Na, Dini Schäfer, die Beklopte, die da verschwunden ist. Nee, bekloppt darf man ja nicht sagen. War ja nicht ihre Schuld.“

Kesselschmied brauchte einen Moment. Dann fiel es ihm ein: Nadine Schäfer, 14 Jahre alt, körperlich und geistig leicht zurückgeblieben war letztes Jahr Ende Oktober aus einer Schrebergartenkolonie an der Havel verschwunden, wo ihre Eltern eine Parzelle hatten. Die groß angelegte Suche war ergebnislos verlaufen. Er versuchte sich zu erinnern, welche Kollegen daran gearbeitet hatten.

„Du meinst Nadine Schäfer?“, vergewisserte er sich. „Die, die letzten Herbst verschwunden ist? Habt ihr sie denn gekannt?“

„Klar“, erwiderte Goran ohne Zögern. „Das war doch `ne Freundin von der Andi. Oder... Naja, sie war auf alle Fälle ziemlich oft mit der zusammen. Und wie die dann verschwunden ist, war Andi total krass drauf. Hat nur rumgeflennt und wollt nicht mehr mit mir reden... Ich hab ihr gesagt, das wär nicht so gemeint gewesen. Ehrlich! Ich hab's versucht. Aber sie hat nur rumgeschrien. Voll fett ausgerastet plötzlich. Dabei war sie sonst gar nicht so drauf.“

„Goran“, beschwor Kesselschmied eindringlich. „Hat Andrea was gesagt? Weißt du irgendwas, was mit ihrem Tod zusammenhängen könnte? Was ist mit dem Spielplatz in der Jungfernhede? War Andrea da mal?“

Goran schüttelte den Kopf. „Jungfernhede, klar. Im Sommer am See. Da ist doch jeder. Aber dieser Spielplatz, der ist doch für Babys. Was sollen wir da?“

„Wäre Andrea da nachts alleine hingegangen?“

Er schüttelte wieder entschieden den Kopf. „Nee, die hatte doch schon Schiss, wenn die halbe Klasse abends am See war. Ich muss ihr immer schwören, dass ich sie bestimmt heimbring. Sonst wär sie gar nicht mit.“

„Gab es irgendeine Beziehung zwischen Andrea, Sophie und Nadine? Weißt du da was?“

Goran schenkte ihm wieder einen erstaunten Blick. „Die Rittler war doch `ne blöde Ziege“, meinte er. „Die hatte bestimmt nichts mit der Andi zu tun. Und die Dini, die hat die gar nicht gekannt. Außerdem war das doch so `n Sexmörder, dacht ich. Und Andi, die hat doch selber... ham doch immer alle gesagt.“ Er zögerte. „Oder?“

„Wir wissen es nicht“, gab Kesselschmied zu. „Vielleicht, vielleicht nicht.“

Goran sah ihn hoffnungsvoll an. „Das kann doch eigentlich nicht... Ich mein, warum sollt sie... Das war schon extrem krass, wie sie sich wegen der Dini angestellt hat, aber die hat doch nicht deswegen... wegen der Dini... Oder...“ Das ‚wegen uns‘ hing deutlich in der Luft. Kesselschmied ertappte sich bei dem Wunsch, die ‚einfache Lösung‘ Selbstmord widerlegen zu können. Selbstmord war eben keine einfache Lösung. Nicht für die, die den Toten gekannt hatten. Selbstmord war Gift. Egal, ob es nur anklang, wie bei Goran Bilic oder so deutlich zu Tage trat wie bei Andreas Klassenlehrerin.

Die Aufgabe, mit Freundinnen von Andrea Zeisig zu reden, war sehr übersichtlich, stellte Jasmin fest. Es gab keine. Jedenfalls nicht an ihrer Schule. Statt dessen eine Handvoll Mädchen, zu denen so etwas wie ein oberflächlicher Kontakt bestanden hatte. Im Klartext: Mädchen, die ziemlich abfällig über Andrea herzogen, aber doch ein bisschen was über sie wussten.

„Also, irgendwie war die schon komisch in letzter Zeit“, meinte eine Melanie. Ebenfalls aus der Kategorie: ‚Freundin kann man eigentlich nicht sagen‘. Melanie tippte darauf, das habe an Goran gelegen. „Also, das könnt ich mir schon vorstellen bei der Andi: Erster Freund und dann gleich Scheiße und Peng! Kurzschluss! Ich mein, die war schon ziemlich verklemmt. Und die Eltern auch so... superfromm.“ Sie spuckte das Wort fast angewidert aus. Jasmin schüttelte den Kopf. Als ostdeutsche Atheistin fand sie heftige anti-religiöse Emotionen genauso komisch wie gläubige Aufwallungen.

Immerhin gab Melanie einen Hinweis auf eine ehemaligen Grundschulfreundin von Andrea, die inzwischen aufs Gymnasium ging. Jasmin traf sie zuhause an. Esther schluchzte sofort los, als sie nach Andrea gefragt wurde. Dabei hatte sie ihre einstige Freundin in den letzten Jahren kaum noch gesehen. Die Mutter, gerade beim Kochen, nervte mit aufgeregten Fragen nach dem Serien-Sex-Mörder. Jasmin kam sich vor, als wäre sie nicht nur Psychologin, sondern auch Presse-Referentin der Polizei.

„Und sie ist wirklich nicht vergewaltigt worden?“, vergewisserte sich Esther einmal mehr, als Jasmins Handy klingelte. Es war ihr Chef, der ihr eröffnete, dass es womöglich noch ein drittes, totes Mädchen gab, das mit dem Fall zu tun hatte.

„Hab ich schon mal erwähnt, dass ich die ganze Sache ziemlich wild finde?“, stöhnte Jasmin erschlagen.

„Nicht nur Sie“, gab ihr Chef zurück. „Fahren Sie ins Büro und lassen Sie sich die Akten vom Fall Schäfer geben!“

„Erinnern Sie sich noch, wie zäh die Mehrmann-Sache lief?“, erwiderte Jasmin sarkastisch. „Damals haben wir von Ereignissen, die sich überschlagen, geträumt.“

Kesselschmied suchte einmal mehr Andrea Zeisigs gramgebeugte Mutter auf. Sie bestätigte, dass ihre Tochter und Nadine gelegentlich zusammen gewesen waren.

„Freundinnen, das glaube ich nicht“, meinte sie aber. „Ich kann gar nicht genau sagen, woher sie sich kannten. Natürlich ging Andrea Nadines Verschwinden damals sehr nahe... Aber ich kann nicht glauben, dass sie... Also, das ist doch nun schon Monate her! Und dass sie sich deswegen umbringen sollte... Das halte ich für ausgeschlossen!“

Auch Andreas Bruder wusste nicht mehr. „Die war doch voll blöd, die Schäfer. Aber das passt ja zur Andi“, behauptete er und brachte seine Mutter damit zum Explodieren. Kesselschmied hatte Michael Zeisig bei seinen ersten Besuchen nach Andreas Tod völlig verstört erlebt. Inzwischen schien der Zwölfjährige das dringende Bedürfnis zu haben, sich gegen die Dominanz zu wehren, mit der seine tote Schwester die Gefühle der Eltern in Beschlag nahm. Kesselschmied sah eine weitere Familientragödie heraufziehen. Aber er war nicht in der Position, etwas dagegen tun zu können.

Nachdem er die Zeisigs verlassen hatte, rief er im Büro an und ließ sich von Jasmin die Adresse von Nadine Schäfers Eltern geben. Berlin Mitte, Nähe Nordbahnhof. Kesselschmied traf die Mutter an. Sie war gerade beim Waschen, unterbrach ihre Arbeit aber bereitwillig, als Kesselschmied auf die verschwundene Tochter zu sprechen kam.

„Ick sach ja imma, dass ertrunken is, unsre Dini. Wer weeb, wasse sich da wieda wo abjeschaut hat und unbedingt nachmachen muß. Ich sach Ihnen, dat war nich leicht für uns. Wa ja eijentlich nich so schlimm mit ihr. Aba imma'n bisschen hinten dranne mitten Kopp und die Beene. Hatse natürlich ooch jemerkt und dat se die andren nich für voll jenommen ham. Da hatse dann aba richtig bös werden können, so fies, so hintenrum, versteh'n se? Denn doof war unsere Dini nich. Die hat dit aba genau jemerkt, wenn se wer verkohlen wollt. Aba dat hat natürlich ooch nüscht besser jemacht. Ham die anderen sie jeärgert, isse bös jeworden, hamse die anderen noch mehr jetrietzt, isse noch jemeiner jeworden.. N richtijer Teufelskreis war det, 'n richtijer Teufelskreis.“ Sie fing an zu weinen.

„Aber Andrea Zeisig...“, wandte Kesselschmied ein.

„Ja, dit war 'ne janz Liebe. Kam ooch so'n bisschen aus'm Mus-topp. Se verstehn, wat ick meene?“

„Wie oft haben sich Nadine und Andrea denn getroffen?“, wollte Kesselschmied wissen.

„Weeb nich. Dat hat jewechselt. Im Somma, wenn ma draußen inne Laube vonne Schwiejamutter warn, da am Haveleck, da isse oft jekommen.“

„Wie haben sich die beiden denn kennen gelernt?“

Die Frau hob die Schultern. „Weeb nich. Eenfach so, da draußen am Wassa denk ick ma. Uf een ma war se da. Vorletzten Somma.“

„Nur Andrea und Nadine?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Na, diese andre da, diese Yvonne, die war ooch noch manchma bei, aba nich imma. Und eenmal, letzten Somma, da wa noch Andrea ihr Süßa mit. Weeb nich mehr, wie der hieß. Irgendwat vom Balkan da unten. Und paar andre vonner Kolonie war'n manchma mit vonne Partie. Irjendeene Sabine und 'ne Blonde. Namen weeb ick nich mehr.“

Dort wo Schäfers ihre Laube hatten, überlegte Kesselschmied, mündete der Hohenzollernkanal in die Havel. Das war drei oder vier Kilometer von dem Ort entfernt, an dem Sophie ermordet worden war und noch einen Kilometer mehr vom Volkspark Jungfernheide. Aber der Name Sophie Rittler sagte Nadines Mutter überhaupt nichts.

„Vielleicht weeb ja meine Jroße wat“, meinte sie. „Aba machen se sich nich allzu viel Hoffnung. Sanja is sechs Jahre älter als die Dini.“

Det is ne andre Welt, wo die lebt.“

VIII.

Für Kesselschmied begann der Donnerstag mit einer dicken Schlagzeile in der Faber-Press: „Sexmord! Schon das dritte Mädchen!“ Im Innenteil hatte sein Intimfeind so schöne Formulierungen gezimmert wie: „Kommissar Kesselschmied, durch seinen mangelnden Erfolg erst kürzlich ins Gerede gekommen...“

Zudem machte auch noch der Polizeipräsident eine seiner Visiten im Morddezernat. Kesselschmied kannte ihn. Beide waren sie schon lange dabei. Eigentlich kamen sie auch ganz gut miteinander aus.

Diesmal aber rügte ihn der Mächtige: „Das bin ich von Ihnen nicht gewohnt, Kesselschmied, das bin ich von Ihnen nicht gewohnt. Sie haben doch sonst immer solide Arbeit geliefert... Aber diese Panne im Fall ‚Kowasch‘... Ihre Assistenten, sind die vielleicht in der Mord-Abteilung überfordert?“

„Um Gotteswillen, lassen Sie mir meine Leute“, wehrte Kesselschmied entsetzt ab.

„Aber diese Panne bei der Verhaftung?“

„Ein ganz blöder Zufall.“

„So, so“, machte sein oberster Dienstherr. „Aber es gibt da einiges Gerede über sie.“

„Dann lassen Sie uns mal Klartext sprechen“, entgegnete Kesselschmied mit ungewollter Vehemenz. „Im Moment stehen ganze drei Mordkommissionen für den Alltagsbetrieb zur Verfügung. Gerade mal ein Drittel der üblichen Kapazität. Ich habe drei Leute zur Verfügung und zeitweise genauso viele Fälle.“

„Immerhin haben Sie mit Sanders wohl einen ganz guten Stellvertreter bekommen“, wiegelte der Präsident jovial ab.

„Aber menschlich ist er ein Kotzbrocken“, entfuhr es Kesselschmied. Natürlich eine peinliche Entgleisung! „Entschuldigen Sie, das war daneben“, versuchte er schnell abzuwiegeln. „Ich will auch nichts gegen seine fachlichen Qualitäten sagen. Aber fürs Klima in der Truppe ist er eine Belastung.“

„Aber da werden doch Sie als erfahrener Gruppenleiter... Onkel Rick, wie es immer heißt. Das wäre doch gelacht, wenn Sie das nicht schaffen.“

„Nach Lachen ist mir eigentlich nicht zumute“, murmelte Kesselschmied.

„Aber, worüber ich eigentlich mit Ihnen sprechen wollte“, setzte der Präsident an. „Dieser Sexmord an dem Mädchen...“

„Es war kein Sexmord“, korrigierte Kesselschmied.

„Ja, aber warum schreibt das dann die Presse? Warum verhindern Sie das nicht?“

Glücklich der wohlwollenden Ignoranz seines Brötchengebers entronnen, teilte Kesselschmied seine Truppe ein. Sanders schickte er zu den Schrebergärtnern, Jasmin setzte er an Sophies Computer und er selbst fuhr in die Firma, wo Werner Michallik arbeitete. Er nahm Mirko mit. Mehr weil er ungestört mit ihm reden wollte, als weil er ihn brauchte

„Können Sie Sanders Sprüche nicht einfach ignorieren?“, bat er. „Wir müssen nun mal mit ihm zusammen arbeiten.“

Doch Mirko reagierte mit untypischem Schweigen.

Dafür regte sich Werner Mischallik umso mehr auf, als zwei Polizisten an seinem Arbeitsplatz auftauchten und wissen wollten, was er Montagabend getan hätte.

„Ich ruf meinen Anwalt“, tobte er. „Das schwör ich ihnen. Das lass ich mir nicht gefallen. Sie glauben wohl, sie dürfen alles, nur weil sie von der Polente sind. Und wir einfachen Bürger, wir sind ja immer die Dummen.“ Er war ein drahtiger Mann mit einem spitzem Gesicht und einem dünnen, farblosem Schnauzbart. Ein Typ, der an ein Frettchen erinnerte und offenbar genauso giftig war. Sein lautstarkes Gezeter brachte einem Kollegen nach dem anderen in der großen Werkhalle dazu, seine dröhnende Maschine zu stoppen und die Ohrenschützer abzunehmen. „Aber wenn sich die ganzen Ausländer und Asozialen an deutschen Mädchen vergreifen, das interessiert euch ja nicht“, tobte Michallik weiter. „Da schaut ihr weg. Die kriegens hinten und vorne reingeschoben, aber wir... Ich wette, es war einer von denen. Aber der Rittler, der war ja auch so einer. Immer nur für die Jugos und Neger, und wir Deutschen, wir sind die Bösen. Aber der wird schon sehen, wer seine Tochter kalt gemacht hat. Geschieht ihm nur recht. Diese Sophie das war doch sowieso ein ganz ausgekochtes Luder...“

„Haben Sie sie gekannt?“, schaffte es Mirko, zu unterbrechen.

„Gekannt?“, kreischte Michallik. „So'ne Schlampe braucht man doch nur mal anschauen und weiß Bescheid.“

„Mäßigen Sie sich gefälligst“, versuchte es Kesselschmied energisch. „Sie reden über das Opfer eines Verbrechens. Außerdem vernehmen wir sie nicht als Verdächtigen, wie ich schon einmal betont habe, sondern befragen Sie als möglichen Zeugen.“ Irgendwann bestätigte Werner Michallik dann doch, was auch seine Frau schon gesagt hatte: Rolläden runter, Glotze an. Keiner hatte etwas bemerkt.

Kesselschmied wies Mirko an, weitere Adressen aus Sophies Computer abzuklappern. Er selber fuhr in die Laubenkolonie am Haveleck hinaus. Es gelang ihm, Auskunft über eines der Mädchen zu bekommen, das gelegentlich mit Nadine und Andrea zusammen gewesen war. Er suchte sie sofort auf, aber bekam nur die Angaben von Nadines Mutter bestätigt. Auch Sanja Schäfer konnte nichts Neues über ihre Schwester erzählen. Alle stimmten aber überein: Sophie war ihnen völlig unbekannt.

Am Ende musste der Kommissar konstatieren, dass der Tag die Ermittlungen nicht den kleinsten Schritt weitergebracht hatte. Kein Schrebergärtner hatte den kühlen Aprilabend in seiner Laube verbracht und etwas gesehen. Sophies Computer verriet, dass sie im Internet Chatforen besucht hatte, die zur Feststellung der Frage dienten, ob ein bestimmter Popstar „megascheiße“ oder „Gott“ war. Außerdem hatte sie einige Sex-Beratungsseiten der seichteren Sorte angesurft und ein paar Adressen, die sie für Schularbeiten brauchte. Ihr Handy hatten die Taucher nicht gefunden. Auch ihre Gymnastik-Trainerin im Turnverein, ihr Hausarzt, eine Tante, die Oma und einige weitere Freundinnen, mit denen Mirko gesprochen hatte, wussten nichts von Interesse zu sagen.

Dafür war die Stimmung gereizt. Kesselschmieds Mitarbeiter machten einander ständig versteckte Vorwürfe nach dem Schema „Da müsste doch eigentlich...“.

„Haben Sie heute Abend etwas vor?“, fragte ihr Vorgesetzter seine Leute kurz entschlossen. Die drei sahen ihn erstaunt an und schüttelten einig den Kopf. „Gut“, erklärte Kesselschmied. „Ich lade Sie zum Essen ein!“

Sonderlich angetan wirkte keiner seiner Mitarbeiter. „Irgendwie müssen wir gemeinsam einen Weg finden, besser mit der Situation umzugehen“, beschwor Kesselschmied sie geradezu flehentlich.

„Diese internen Querelen blockieren unsere Arbeit mehr als jeder Fehler. Keiner kann von Ihnen verlangen, dass Sie einander mögen, aber ohne ein Mindestmaß an Vertrauen und Respekt vor den individuellen Fähigkeiten des anderen ist unsere Arbeit nicht zu machen.“

Mirko stocherte lustlos in einem Teller Pasta herum. Sanders schien ganz damit beschäftigt, seine Scampi von den Schalen zu befreien. Jasmin war die einzige, die nicht vorgab, sich für ihr Essen zu interessieren. Während ihr Saltimbocca langsam genauso kalt wie Kesselschmieds Pizza wurde, sah sie ihn unverwandt an. Zu loyal für Protest, aber voller Skepsis. Auch dem Kommissar wurde klar, dass sein gut gemeinter Versuch, zumindest einen Waffenstillstand zu erreichen, ein glatter Reifall war. Mit schönen Worten ließ sich die Bande scheinbar nicht zur Vernunft bringen. Aber womit zum Teufel dann?

Irgendwann klingelte auch noch sein Handy. „Kesselschmied“, bellte er hinein und ließ dem Anrufer seinen ganzen Frust zukommen.

„Hallo, Papa“, erwiderte Bernhard und klang geradezu aufreizend positiv. „Ich bin’s. Du, ich sitz voll in der Patsche. Mein Auto streikt. Mitten in der Pampa. Ich bin schon froh, dass ich was zum Telefonieren gefunden hab.“

„Klar, wenn er mal einen freundlicheren Tonfall anschlägt, dann braucht er was“, dachte Kesselschmied grimmig. „Tut mit leid, aber ich habe gerade eine wichtige Besprechung!“, ließ er seinen Sohn wissen. „Außerdem bin ich weder der ADAC noch ein Taxiunternehmen.“

„Klasse! Und wenn man sich in der Not auf seine Eltern verlässt, ist man gearscht, was?“, meckerte Bernie prompt los. Sein Ton klang wieder deprimierend vertraut. „Ich hab keinen Schutzbrief, Taxi kostet mindestens tausend Mark und es schiffst wie blöde.“

„Es ist nicht mein Problem, dass du dir eine solche Schrottkarre anschaffst und dann zu geizig für eine Pannenhilfe bist“, gab Kesselschmied zurück. „Und wenn man dich mal um einen Gefallen bittet, hast du immer gerade tausend andere wichtigere Dinge zu tun.“

„Toll, wie du mir das wieder hingerieben hast“, höhnte Bernie. „Aber gut, ich habe verstanden. Ich laufe! Aber rechnet nicht vor

Sonntag mit mir und wundert euch nicht, wenn ich mir eine Lungenentzündung hole.“

„Wo bist du?“

„Charlottenfelde, wenn dir das was sagt. Zwischen Petkus und Jüterbog.“

„Hat Jüterbog nicht einen Bahnhof?“, versuchte sich Kesselschmied rauszureden.

„Kein Problem“, antwortete sein Sohn. „Es sind auch nur fünfzehn Kilometer. Ich hab verstanden.“

„Bernie“, beschwor ihn Kesselschmied. „Ich bin in einer Besprechung. Hast du wirklich niemand anderen?“

„Wenn ich wen hätte, würde ich nicht dich anrufen“, giftete sein Sohn. „Oder hast du Mama vielleicht das Auto gelassen?“

Seufzend gab Kesselschmied nach. Er entschuldigte sich wortreich bei seinen Mitarbeitern, aber eigentlich wirkten die alle drei erleichtert, dass die peinliche Angelegenheit zu Ende war.

Kesselschmied fuhr anderthalb Stunden und fand seinen Sohn missmutig in seinem kaputten Fiesta, durchnässt vom Telefonieren und die Musik auf Anschlag gedreht. „Fabulous Four“, tippte Bernies Vater, aber so genau kannte er sich da nicht aus. Sein Sohn murmelte irgendetwas zur Begrüßung, was angesichts der Geräuschkulisse unverständlich blieb. Besonders dankbar klang es jedoch nicht.

„Hast du wenigstens ein Abschleppseil?“, forderte Kesselschmied unwirsch. Mit einem bösem Blick bequemte Bernie sich endlich aus dem Auto. Die Musik stellte er jedoch nicht abs.

Auf dem Beifahrersitz sah Kesselschmied Inline-Skates liegen. Der Fläming-Skate, Deutschlands längste Skater-Strecke, lag irgendwo in der Nähe. Kesselschmied verkniff sich die Frage, ob sein Sohn an der Uni so wenig zu tun hatte, dass er unter der Woche für sein Hobby in die Pampa zu fahren konnte. „Mach endlich den verdammten Lärm aus“, forderte er stattdessen und gab sich keine Mühe, seine Gereiztheit zu unterdrücken.

Bernie gehorchte mit grollendem Schweigen.

IX.

Der nächste Tag begann wie der vorangegangene und verlief nicht besser.

„Nehmen wir an, Mirko hat recht“, schlug Jasmin ihrem Chef vor. „Das Zeug in der Flasche war ‚Klein Mädchen‘-Plörre. Sophie hat es selbst gemischt und sich damit umgebracht. Die Flasche hat ihr ein perverser Passant in die Hose gesteckt.“

„Warum sollte der so was tun?“, hielt Kesselschmied dagegen.

„Männer tun noch ganz andere Dinge“, konterte seine Mitarbeiterin. Es klang nicht aggressiv. Dahinter schien eher die Frage zu stehen: ‚Womit beschäftigen wir uns denn täglich?‘ Sie hatte recht. Den wirklich tabulösen Sex, den gab es nicht bei irgendwelchen Hotlines. Der fand sich in den Akten der Polizei.

„Möglich wäre es“, räumte Kesselschmied ein. Aber er würde dem nicht nachgehen. Er hatte zu wenig Leute, um einen Mörder zu finden. Er würde niemanden abstellen, um nach einem Leichenschänder zu suchen. Wenn so einer unentdeckt blieb, damit konnte er leben. Aber nicht mit einem Mädchenmörder auf freiem Fuß. „Wir müssen an Sophie dran bleiben“, sagte er. „An Sophie, Andrea und Nadine. Wenn wir wissen, was da passiert ist, dann wissen wir auch, ob es ein Motiv für Selbstmord gab.“

Mirko hatte keine Ahnung, mit wie vielen mehr oder weniger Bekannten von Sophie Rittler er inzwischen gesprochen hatte. Keiner wusste von ihrem Freund, keiner konnte etwas zu ihrem Tod sagen, niemand glaubte an Selbstmord.

Jasmin war sich sicher, dass es einen Mann in Sophies Leben gegeben haben musste. Mirko sah das anders. Sophies sexuelle Erfahrung konnte sich auch auf eine einzige, unbedeutende Urlaubsaffäre beschränken. Aber es musste einen Mörder geben.

Mirko war gerade unterwegs zu einem abendlichem Besuch bei Sophies Cousine in Lichtenberg, als ein Funkspruch kam: „Wagen 12 an Zentrale. Wir haben den Verdächtigen Mark Eisemann gesehen. Er ist unterwegs durch die Judenstraße, Richtung Alexanderplatz. Alleine und zu Fuß. Wir versuchen dran zu bleiben. Bitte schickt uns Verstärkung.“

Mirko warf einen Blick auf den Stadtplan, den er bei Fahrten durch Berlin noch immer auf dem Beifahrersitz bereit liegen hatte. Er musste eigentlich ziemlich nah sein. Vielleicht ergab sich ja die Chance, wenigstens diese Schlappe auszumerzen. Kurzentschlossen bog er an der Prenzlauer Allee Richtung Innenstadt ab. Er hatte den Alex gerade erreicht, als sich die Kollegen wieder meldeten: „Wir haben ihn verloren. Vermutlich ist er Richtung Liebknechtstraße unterwegs.“

„Da bin ich gerade“, antwortete Mirko über Funk und ging vom Gas. Hinter ihm fing prompt ein Hubkonzert an. Egal! Die Straße war breit genug zum Überholen. Plötzlich sah er Eisemann. Keine zwanzig Meter vor ihm überquerte er die Straße. Zum Glück hatten die DDR-Planer ihren einstigen Vorzeigeboulevard großzügig angelegt. Mirko fuhr seinen Wagen kurz entschlossen auf den breiten Bürgersteig und lief zu Fuß weiter. Mark Eisemann strebte schnellen Schrittes Richtung Innenstadt. Mirko kämpfte sich durch die Passanten, bemüht nicht ins Blickfeld des Verfolgten zu geraten, falls der sich umdrehen sollte.

Plötzlich stoppte Eisemann. Mirko entdeckte zwei Uniformierte, die sich von der anderen Seite her näherten. Gleich würde das Opfer sich umdrehen und fliehen – auf ihn zu! Er machte sich bereit.

Doch Mark Eisemann lief auf die Straße. Der Verkehr war gerade nicht sehr dicht. Mirko setzte dem Verfolgten kurz entschlossen nach. Der hatte schon die Trambahnschienen in der Mitte der Straße überquert. Mirko versuchte, einen Zacken zuzulegen. Plötzlich ertönte ein schrilles Bimmeln. Erschrocken fuhr er herum und sah eine Tram kommen. Hastig wollte er weiter laufen, blieb am Gleis hängen und knallte hin. Er verlor die Brille. Der bedrohliche Schatten des Zuges kam näher. Mit aller Hast rappelte Mirko sich hoch und stolperte weiter. Mitten auf die Straße. Aber das merkte er erst, als ein Kühler seinen Oberschenkel streifte. Er konnte gerade noch ausweichen, provozierte gleich das nächste Bremsenquietschen und verlor völlig die Orientierung. Die rettende andere Straßenseite verschwamm vor seinen Augen. Er wich vor einem bunten Schatten zurück und spürte schon den Hauch des nächsten. Um ihn herum ohrenbetäubendes Hupen, Quietschen und Fluchen. Irgendwie schaffte er es, in eine Lücke zwischen zwei Autos hineinzutaumeln und den rettenden Gehsteig zu erreichen. Dort wäre er fast noch

mit einer Radfahrerin zusammengestoßen, die ihn in höchsten Tönen beschimpfte. Zitternd ließ sich Mirko in die Hocke nieder. Das Beschimpfen übernahmen jetzt Passanten.

„Sie sind ja völlig bescheuert“, tönte es über ihm. „So wat Beklopptet, hab ick ja noch nich jesehn! Völlig balla, balla, Mann?“ Irgendwann kamen zwei Kollegen dazu. Jedenfalls schienen sie in Mirkos verschwommenem Blick im richtigem Grün gekleidet.

„Is Ihnen wat passiert?“, rief der vordere und ließ sich neben ihm nieder.

Mirko schüttelte den Kopf. „Wo ist Eisemann hin?“

„Kolleje?“

Er nickte. „Behringer, Kripo. Ich war gerade in der Nähe.“

„Mensch, aber...“, setzte sein Retter an. „Se können doch nich einfach uff die Straße loofen. Det is der Kerl ooch nich wert. Neu, wat? Da denkense immer, se müsst'n Hals risikieren. Kommense, wo hamse ihr Auto?“

„Ich habe meine Brille verloren“, erwiderte Mirko.

Am Ende fuhren ihn die hilfreichen Kollegen heim.

Immer noch zitternd und benommen schlich sich Mirko zuhause ins Bad, hockte sich auf den Rand der Wanne und presste sich einen kalten Waschlappen aufs Gesicht. Den Kopf ließ er gegen die Wand sinken.

Irgendwann hörte er draußen die Wohnungstüre und gut gelauntes Pfeifen. Er hoffte, dass Andi ihn nicht bemerken würde. Doch schon im nächsten Augenblick wurde die Tür zum Bad geöffnet. Allerdings nur einen Spalt. Ohne hinzusehen, schmiss Andi seinen verschwitzten Radlerdreß zielsicher in den Wäschekorb und wollte die Türe schon wieder schließen. Dann merkte er doch, dass etwas nicht stimmte.

„Was ist denn mit dir los?“, rief er verdutzt, als er seinen Freund entdeckt hatte.

Mirko sah ihn nur an. Er kam sich vor wie ein Gespenst. Den Gesichtsausdruck seines Liebsten konnte er ohne Brille nur verschwommen erkennen.

Andi schüttelte den Kopf, dann hockte er sich zu ihm auf die Badewanne und legte den Arm um ihn. Mirko ließ den Kopf auf seine Schulter fallen und brach in haltloses Flennen aus.

Frustriert von einem weiteren erfolglosem Tag rief Kesselschmied seine Mitarbeiter an. Jasmin hatte keine Ergebnisse, Mirko das Handy ausgeschaltet. Dafür bekam der Kommissar von Sanders die Information entgegengespuckt: „Wissen Sie schon das Neueste? Ihr kleiner Liebling hat Eisemann gerade zum zweiten Mal entkommen lassen.“

Kesselschmied musste eine Weile herumtelefonieren, bis ihm jemand mitteilen konnte, dass sein Mitarbeiter zwar beim Versuch, Eisemann zu stellen, fast überfahren worden war, aber keineswegs schuld an dessen Entkommen sei.

„Der wär uns ooch so durch de Lappen jegangen“, erklärte ihm sein Gesprächspartner. Kesselschmied nahm an, dass dies weder Leonid Sanders noch Sybille Wächter glauben würden. Er rief bei Mirko zuhause an und bekam mit völlig matter, verzagter Stimme zu hören, es wäre alles in Ordnung.

„Was war denn los?“, hakte Kesselschmied nach.

„Ich war völlig bescheuert“, gab sein Mitarbeiter zur Antwort. „Ich hab überhaupt nicht auf den Verkehr geachtet.“

Kesselschmied legte mit sehr ungutem Gefühl wieder auf.

Zuhause fand er Sophie mit einem Englisch-Wörterbuch und der aktuellen Ausgabe des amnesty-international-Journals.

„Wen retten wir denn diesmal?“, fragte er. Dabei ließ er nur retten. Sophie verfasste die Briefe und er setzte seine Unterschrift dazu.

„Eine verschwundene Frauenrechtlerin in Guatemala und einen kranken Familienvater, der wegen seiner Arbeit für die usbekische Menschenrechtsorganisation ins Arbeitslager gesteckt wurde.“

„Irgendwelche Erfolge?“

„Nun ja, der Turkmene vom Januar wurde immerhin ins Gefängniskrankenhaus verlegt.“ Sophie klang ein wenig enttäuscht. Sie wünschte sich natürlich aufgehobene Todesurteile und ähnlich Spektakuläres. Während sie sich nach dem Essen wieder ihren Rettungsbemühungen widmete, fühlte Kesselschmied sich müde und ausgelaugt – selbst für die Glotze zu fertig. Also hockte er sich hinter den Computer und spielte Minesweeper. Gelegentlich gab es

Abende, wo solch sinnentleerte Beschäftigung genau das Richtige war.

Er hatte es gerade geschafft, halbwegs abzuschalten, als es draußen klingelte. Er hörte, wie Sofie aufmachte und „Hallo, Bernie“ rief. Kesselschmied stöhnte. Sein Sohn gehörte zu den Leuten, die er heute bestimmt nicht mehr sehen wollte.

„Wo steckt denn Papa?“, erkundigte sich der Sprössling draußen prompt. „Ist der immer noch sauer wegen gestern?“

Kesselschmied versuchte, sich wieder auf seine Minen zu konzentrieren, aber es dauerte nicht lange, bis Bernhard unter der Tür stand.

„Hallo, Papa, was treibst du denn hier?“, erkundigte er sich, ohne eine Spur von schlechtem Gewissen erahnen zu lassen.

„Ich habe jede Menge Ärger in der Arbeit“, entgegnete Kesselschmied viel entschiedener, als er es vorgehabt hatte. „Ich habe nicht auch noch Lust auf die üblichen unerquicklichen Diskussionen mit dir, klar?“ Natürlich erwartete er empörten Widerspruch.

Doch überraschenderweise schien Bernie nicht in der Stimmung dafür. Er lachte bloß: „Ach komm, was soll das? Als, wenn ich nur auf Krach aus wäre... Entspann dich!“

„Das versuche ich gerade“, ließ ihn Kesselschmied wissen.

Sein Sohn lachte wieder, zog sich einen Stuhl heran und hockte sich neben ihn. „Soll ich dir mal ein paar vernünftige Spiele besorgen?“

„Danke, aber das hier genügt meinen Bedürfnissen vollkommen“, gab Kesselschmied zurück.

Bernhard studierte die Lage auf dem Bildschirm. „Da ist eine Mine“, informierte er. Kesselschmied entschärfte gehorsam. „Und hier auch.“ Sein Vater drückte wieder die Taste der Maus. Es war ein bisschen bescheuert, was sie da trieben. Aber immerhin friedlich.

„Weißt du noch, wie wir immer Ballerburg gespielt haben?“, erkundigte sich sein Sohn nach etwa zehn Minuten. „Auf dem guten alten Atari. Und was sagte der König?“

„Jaja, soso, nun gut“, erwiderte Kesselschmied automatisch, und beide fingen sie an zu lachen.